

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 53.

Dienstag den 2. Juli.

1816.

Irenische Schriften.

- Nro. I. *Theodols Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religions-Societäten.* Dritte mit neuen Zusätzen bereicherte Ausgabe. Frankfurt am Main, Johann Christian Hermann'sche Buchhandlung. 1813, gr. 8. S. 391.
- Nro. II. *Friedensworte an die katholische und protestantische Kirche für ihre Wiedervereinigung.* Sulzbach, im Verlage der Commerzienrath J. P. Seidelschen Buchhandlung. 1810, gr. 8. S. 360.
- Nro. III. *Ueber Religions-Vereinigung.* Ein Wort ruhiger Prüfung und offner Erklärung, als Beitrag zur Sicherung des Friedens in der christlichen Kirche; von *Friedrich Streudel*, Diaconus in Constadt, Stuttgart, bey Johann Benedict Metzler. 1811, gr. 8. S. 223.
- Nro. IV. *Friedens-Benehmen zwischen Bossuet, Leibnitz und Molan für die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten.* Geschichtlich und kritisch bearbeitet von dem Verfasser der Friedensworte. Sulzbach, in des Commerzienraths J. P. Seidel Kunst- und Buchhandlung. 1815, gr. 8. S. 214.

Wir fassen hier diese vier Schriften, die gleichen Inhalts sind, in einer mehr referirenden als räsonnirenden Anzeige zusammen. Nro. I. hat bereits die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr auf sich gezogen, daß vom Jahr 1810 bis 1815 die vierte Auflage schon nothwendig geworden ist, von welcher letzten aber Rec. nur eine Ankündigung zu Gesichte bekommen hat, worin es, um das Lesepublicum neuerdings darauf aufmerksam zu machen, von diesem Werke heißt: „Der protestantische Theolog (dieses Wort im weitläufigsten Verstande genommen) wird aus demselben ersehen, was noch die Grundsätze seiner ersten Reformatoren, und also der ursprüngliche und äch-

Siebentes Heft.

te Protestantismus war, und dieses nach den Schriften jener Männer selbst, die gegenwärtig nur zu wenig von ihren Nachfolgern gekannt sind. Er wird zugleich sehen, wie ungeheuer weit man von jenen ersten Grundsätzen sich entfernt hat, und vielleicht ob der Folgen erstaunen, die von dieser Entfernung zum Nachtheil der Religion, der Sitten — zu erwarten sind. Eben so wird er auch den ächten Catholicismus von einer ganz andern Seite betrachten lernen, als er ihn nach den Darstellungen in den ältern polemischen Schriften und noch mehr nach denjenigen in neuern Schriften angesehen, und sich wegen der wichtigen Aeusserungen großer protestantischer Gelehrten darüber verwundern. Der katholische Theolog, und der Katholik überhaupt wird den großen Unterschied gewahren, der zwischen Lehren, über welche die Kirche ausgesprochen und entschieden hat, und Particular-Meinungen obwaltet, und wird dadurch bewogen werden, dem ächten Catholicismus treu, die für denselben ebenso, als für den Protestantismus bedenkliche Neologie aus ihrem wahren Gesichtspuncte und ihren Folgen zu betrachten.“ Daß diese Schrift dem hier angegebenen Zwecke wohl entspreche, und überhaupt die Erscheinung eines solchen Werkes nicht ganz unwillkommen sey, läßt sich schon aus den in so kurzer Zeit auf einander folgenden vier Ausgaben abnehmen. Unverkennbar ist die große Erudition des Verfassers, er möge Katholik oder, wie man sogar behaupten wollte, selbst Protestant seyn. Nach der gewählten Form eines Gesprächs werden die bald längeren bald kürzeren Erörterungen, ohne systematischen Zusammenhang, leicht aneinander gereiht, so daß ganz willkürlich von einer Materie zur andern übergegangen wird. Recht eigentlich liegt es dem Verf. daran, darzustellen: wie sehr und auffallend der heutige Protestantismus von dem ursprünglichen abweiche, wogegen aber freylich wieder eingewendet werden mag, daß der Protestant ausser der Bibel keine bindende Norm erkenne, und daß ja eben freye Ansicht und frey-

er Gebrauch der Bibel zum Wesen des Protestantismus gehöre.

Der Verf. bekennt in dem Vorberichte zur dritten Ausgabe, dafs er nicht Ursache habe, mit den Recensionen von *Theodols Gastmahl* unzufrieden zu seyn, die doch den Einsichten, der milden Denkungsart und dem Tone des Verf. Gerechtigkeit wiederfahren liessen; was aber freylich, wie Rec. jetzt noch hinzusetzt, von einer im Jahre 1814 darauf in einer gewissen Zeitschrift vorkommenden Anzeige nicht gelten könnte, wo der Rec. die Ursache der so schnell auf einander folgenden Ausgaben dieses Werks von einem ganz eignen aus Frankreich hergenommenen Grunde herleitet und sich zugleich dahin erklärt: „wie es vor Jahr und Tag noch schwer gewesen wäre, ein freyes Urtheil über *Theodols Gastmahl* öffentlich abzugeben, weil Männer und Umstände dabey in Betrachtung kommen mußten, die ohne Gefahr nicht einmahl leise und schonende Mißbilligung vertrugen; jetzt aber kenne Gottlob die Kritik diese schmachvolle Menschenfurcht nicht mehr; wegen der wenigen Abgöttischen, welche im einsamen Kämmerlein ihr goldenes Kalb anbetheten, werde sie sich keinen Zwang anthun wollen u. s. w.“ Was nach einem solchen prologus galeatus folgen mag, läßt sich leicht errathen. Möchten nur, wünschet der gegenwärtige Rec. sich zuerst die Herzen einander nähern! Und dazu soll auch vorzüglich

Nro. II, geschrieben seyn. Der Verfasser dieser *Friedensworte*, wie man jetzt bestimmt weiß, Hr. *Maximilian Prechtl*, Abt des aufgelösten Benedictinerstiftes Michelfeld in der obern Pfalz des Bisthumes Bamberg, wollte hiermit ein Seitenstück zu einer ähnlichen, gleichfalls sehr merkwürdigen Schrift des Herrn Doctors *G. J. Plank* liefern, welche den Titel führet: *Worte des Friedens an die katholische Kirche gegen ihre Vereinigung mit der protestantischen*, Göttingen 1809. Aber wenn gleich unser Verfasser Herrn *Dr. Plank* immer vor Augen hat, so tritt er doch gegen denselben keineswegs polemisch auf; vielmehr hält er das, was *Plank* in seinen *Friedensworten* vorschlägt, selbst für das Beste, so lange diese Trennung fort dauert; aber soll denn, fragt er, die Trennung ewig dauern? oder wie diese Frage in die dreyfache Frage aufgelöset wird:

I. Ist die Vereinigung der christlichen Partheyen zu wünschen?

II. Ist die Vereinigung der christlichen Partheyen zu hoffen?

III. Wie ist diese Vereinigung zu erzielen?

Der Verf. bejahet die erste Frage dadurch, dafs er in zwey Hauptabschnitten zuerst die irenischen Gründe dafür und dann die Belege dazu

anföhret, woraus sich zugleich ergeben soll, wie ein solcher Wunsch nach Reunion von jeher geheget worden wäre. Die Beweggründe selbst dafür werden von dem Interesse des Staats — der Fürsten als Regenten — jedes einzelnen Staatsbürgers und dem Interesse der Wahrheit selbst hergenommen. Der Verf. weist hier darauf hin, wie es ohne Einheit nie eine ganze vollständige Wahrheit geben könne. Auffallend war ihm daher die vom Hrn. *Dr. Marzöl*, Consistorialrathe und Superintendenten zu Jena in einer Predigt am Reformationsfest vom Jahr 1808 vorgetragene Behauptung: Sogar „eine aufrichtige, ehrliche, mit Gerechtigkeit und Billigkeit bewirkte Vereinigung beyder Kirchen verspreche nicht nur keinen Nutzen, sondern drohe wesentlichen Nachtheil.“ Indessen war es ja doch wohl nicht *Marzöl* allein, der eine solche Ueberzeugung vortrug; denn that das nicht, wenn gleich mit andern Worten, auch *Reinhard* in einer Reihe von gedruckten Reformationspredigten? Und hat nicht selbst *Hossens* neuere Schrift: „Einheit in dem Mannichfaltigen“ fast gleiche Tendenz? — Von den irenischen Versuchen, die vom Anfange der Reformation bis auf unsere Tage herab gemacht worden, wird bey nahe ein vollständiges Verzeichniß geliefert.

Aber wenn gleich die bisher vergeblich gemachten vielen und mannichfaltigen Vereinigungsversuche eben keine hellen Aussichten eines glücklichen Erfolgs für die Zukunft zu versprechen scheinen, so läßt der Verf. doch die Hoffnung nicht sinken; und gründet sie vorläufig und im Allgemeinen auf die veränderten Zeitumstände, so dafs was bis jetzt nicht geschehen, wohl noch geschehen könne; nämlich auf die heut zu Tage gepriesene Temperatur des Sectengeistes: auf die Aufklärung unseres Zeitalters; auf das Streben nach Wahrheit — und nicht auch auf die große Veränderung im politischen Systeme von Europa, und besonders auf das dadurch in Deutschland verminderte Interesse der dissentirenden Partheyen, wodurch der Sectengeist Nahrung und Gährung erhielt? Der Verf. betrachtet nun zur Beantwortung der zweyten Frage die Reformation in dreyerley Hinsicht: in Hinsicht auf den Stand der Trennung; in Hinsicht auf den Werth der Christus-Religion, und in Hinsicht auf die Unterscheidungslehren. Ohne die Mißbräuche, welche damals vorhanden gewesen seyn mögen, in Schutz zu nehmen, kann der Verf. die Nothwendigkeit einer so gewaltsamen Reformation nicht erkennen, und auf deren Folgen in religiöser, sittlicher, politischer und wissenschaftlicher Rücksicht er zurückweist. „Ueber den Ursprung, und über die Fortschritte der Reformation sollte nun freylich, sagt der Verf., volle Unpartheylichkeit ur-

theilen; aber noch herrscht zu viele Einseitigkeit, von welcher ich mich selbst nicht ganz frey zu sagen getraue. — Indefs sind einige Schwächen der Reformation zu auffallend, als daß sie das hellere Licht unserer Tage nicht aufdecken, und dadurch nicht alte Vorurtheile verschönern sollte. Dadurch wird ein großes Hinderniß des Religionsvereins besetzt: man wird dann mit kluger Herabstimmung die *religiöse Trennung* als *Menschenwerk* ansehen, und zur Wiedervereinigung empfänglicher werden. Eben so pflegt man auch von Seite der Protestanten die Früchte der *Reformation* in zu hohen Anschlag zu bringen, und aus dem Grunde die Unionsanträge von der Hand zu weisen.“ Der Verf. unternimmt es daher, auf jene Schwächen weiter aufmerksam zu machen, und die so theuer errungenen Vortheile etwas zu sichten, womit zugleich einige Charakteristik des Stifters der Reformation selbst in Verbindung kommt. In Hinsicht auf den Werth des Christenthums wird dem Protestantismus besonders starke Hinneigung zur blossen Vernunftreligion zur Last gelegt. Diese, sagt der Verf., wurde zwar nicht von der Reformation des 16. Jahrhunderts beabsichtigt, war aber doch eine leicht zu berechnende Folge der damahls gepredigten Denk- und Religionsfreyheit. Denn, nachdem einmahl jede andere Schranke von Auctorität hinweggebrochen war, so war es ein Leichtes auch von der Bibel zum Naturalismus überzugehen, der jetzt so großes Gebieth für sich gewonnen hat. Aber auch selbst die Vernunft, sagt der Verf. müße auf die traurigen Folgen ihrer Ueberspannungen aufmerksam machen, müsse zur Werthschätzung des ächten Christenthums stimmen, müsse zur Ablegung der kleinlichen Vorurtheile, und des leidenschaftlichen Mißtrauens, zum Auffinden der religiösen Wahrheit, welche als eine göttliche Offenbarung nur *Eine* ist, zum *Verein* der christlichen Partheyen *vorbereiten*. Im bloßen Deismus sey kein Heil; und nun möge *Fenelons* Dilemm: Entweder Katholik, oder Deist nach *Leibnitzens* Vorhersagung, richtiger zu lösen seyn, daß nach seinen und *Bossuets* Grundsätzen wohl noch eine *Rückkehr* der Protestanten erfolgen dürfte. Oder — fragt der Verf., und kommt damit auf den dritten Grund seiner Hoffnung zu einer Wiedervereinigung, worauf es auch am meisten ankommt, auf die Unterscheidungslehren — oder sind wir denn so gar weit von einander entfernt, daß keine Annäherung möglich, und zu hoffen seyn sollte, oder ist denn die Kluft, die uns trennt, so gar schrecklich und unübersteiglich? Jeder Theil beleuchte seine Seite, und wir werden einen Uebergang zur Annäherung, und einen sichern Vereinigungspunct finden. Aufklärung ist immer das

sicherste Mittel zum religiösen Verein; auch habe *Rom*, sagt der Verf. wo er vom kirchlichen Primat spricht, bereits seine Grundsätze durch das Licht der Aufklärung *geläutert*. — Die eigentlichen Divergenzpunkte werden von ihrer lichtvollen und wohlthuedenden Seite dargestellt. Die Hoffnungen, die der Verf. (mit mehreren andern) auf *Napoleon* gesetzt haben mag, wird gewiß er selbst auch wieder zuerst zurück genommen haben. Non defensoribus istis etc.

Nun aber auch die dritte Frage: *wie die Vereinigung der getrennten Partheyen zu erzielen sey?* Freylich, wie gleich vorbereitend bemerkt wird, der schwierigste Punct. Gelingen wird das Werk nicht durch feindselige Vertilgung der andern Parthey; nicht durch Entsagung oder Vernichtung der Vernunft und ihrer Rechte; nicht durch Wunder der göttlichen Fürscheidung ohne Zuthun des Menschen; nicht durch einen Gewaltstreich der Politik; nicht durch Gefechte erhitzter Theologen; auch nicht auf einmahl und durch die ganze Welt hin; daher selbst nicht durch ein allgemeines, obgleich im Anfange sowohl von Protestanten als Katholiken zum Verein vorgeschlagenes Concilium. Indessen heist es S. 315, es gibt andere Wege, auf denen der Religionsverein allgemein vorzubereiten, und mit Gottes Hülfe zu erzielen ist. Und so werden als generelle Bedingungen angeführt: warme Theilnehmung an der Religion überhaupt und an der Christus-Religion insbesondere, somit allmähliche Verbannung des jetzt so übermüthig gewordenen Rationalismus; Belebung eines wahrhaft praktischen Glaubens, damit die Menschen, nach dem Zwecke Jesu, immer besser, edler, heiliger und Gott ergebener werden; genaue Befolgung des so erhabnen Geboths der Nächstenliebe; Achtung, Studium und willige Anerkennung, wie jeder praktischen, so auch jeder theoretischen Wahrheit der Christusreligion, und zwar um so mehr, da die Trennung größtentheils im Theoretischen des Christenthums besteht.“ Unter den speciellen Bedingungen, die gleich beachtungswerth sind, deren nähere Ausführung aber hier der Raum verbiethet, wird, wie billig, zuerst angegeben, daß das Unionsgeschäft von den Religionslehren beginnen müsse, wobey dann jedoch das Eingreifen einer Auctorität nicht ausgeschlossen werden soll, welche sowohl bey der protestantischen als bey der katholischen Parthey Gewicht hat, und im Stande ist, das iredische Geschäft in das gehörige Geleise zu bringen, und durch schickliche Mittel zu befördern. Was im Ganzen wider diese mit so schöner Wärme und Urbanität durchgeführte Schrift gesagt werden mag, und wohl auch schon gesagt worden ist, ist dieses: daß auch bey verschiedenen theo-

logischen Ansichten, bey einem ungleichen Kultus und bey ungleichen kirchlichen Verfassungen die wahre *Einigkeit im Geiste* bestehen könne. Oder wie schon vorhin angedeutet worden: Einheit bey dem Mannichfaltigen! Doch hat sich wider diese Schrift in

Nro. III. auch ein umständlicheres Wort vernehmen lassen, welche Gegenschrist aber, was auch in der Vorrede dafür angeführt werden mag, schon durch die schwerfällige Art, wie sie sich dahin bewegt und durch die wahrlich ungeheuern Perioden, mit denen man sich darin durchzuringen hat, den Leser weniger für sich gewinnen kann. Auch wird es der unpartheyische Leser bald fühlen, wie es mit der vorgeblich *ruhigen Prüfung zur Sicherung des Friedens* gemeint sey. Der Herr Diakonus *Stuedel* stellt sich dem Verfasser der *Friedensworte* geradezu gegenüber und gibt sich Mühe, denselben von Punct zu Punct zu widerlegen. Und wenn es nur bey dieser Mühe, den Verfasser der *Friedensworte* *widerlegen* zu wollen geblieben wäre; aber man wird auch nur zu oft auf allerley Verdrehungen, schiefe Darstellungen, ironische Gegenreden, Wendungen u. dgl. stossen, die in einem geraden Benehmen nicht ihren Grund haben mögen. Vor allem behauptet der Verf., daß die Protestanten auch gar keinen Grund haben zu besorgen, daß sich ihre religiösen Gesellschaften zuletzt noch von selbst auflösen oder in einen blossen Rationalismus ausarten werden; indem die volle Harmonie zwischen den göttlichen Aussprüchen des Neuen Testaments und den Forderungen der praktischen Vernunft als erkannt bestehe, womit zugleich der Bestand der protestantischen Kirchen hinlänglich gesichert werde. Ja, schon S. 24. läßt sich Hr. Diakonus *Stuedel* dahin vernehmen, daß der Verf. der *Friedensworte*, der den Geist und das Wesen des Protestantismus verkenne, auch gar nicht darauf Anspruch machen dürfte, daß man sich mit ihm in eine weitere Verhandlung einlasse; doch solle das hier geschehen, damit es nicht scheinen möchte, als scheute man sich, in das Einzelne einzugehen. Eben so wird dem Verf. gleich darauf S. 26. Verrücken und Vorenthalten der *vollständigen* Wahrheit zu Last gelegt, wobey man sich, wie es heisst, leicht gereizt fühlen möchte, „die, wenn auch noch so sehr in der Sprache christlicher Liebe ausgesprochenen, denn doch bitteren Aeusserungen zwar nicht, — weil man dieß seiner unwürdig fände, — durch ähnliche *verdeckte* Angriffe zu erwiedern, sondern in einer offenen Erklärung seinen Unwillen nachdrücklich sprechen zu lassen.“ So schreitet unser Verf. zu seiner Prüfung, die er eine ruhige nennt. Er kann daher auch gar nicht absehen, wo-

zu eine Vereinigung *wünschenswerth* seyn sollte. Politisch könne sie kein dringendes Bedürfnis seyn, weil die Zeiten der religiösen und theologischen Politik vorüber wären; moralisch eben so wenig, da bey äusserer Einheit die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Ansichten und Ueberzeugungen nicht nur fort dauern, sondern höchst wahrscheinlich noch auffallender hervortreten würde, als jetzt bey bestehender Trennung der kirchlichen Gesellschaften. Aber ist es denn auch nur eine äussere Einheit, welche die Kirche, dieses Nahmens werth, fordert? Was berechtigt dazu, jenes Axiom. „Die Wahrheit ist nur Eine“ S. 43. blofs auf die Nächstenliebe zu beziehen? Oder was soll man dazu denken, wenn es S. 50 lautet: „Die Wahrheit *wird* ja nicht, sondern sie *ist*; sie kann also *gefunden*, durch Gründe beleuchtet, aber nicht durch gegenseitige Nachgiebigkeit hervorgebracht werden.“ Wer wäre denn so unvernünftig gewesen zu behaupten, daß die Wahrheit durch die Wiedervereinigung erst hervorgebracht werden müßte? Wie möchte der Satz: „daß Christus alle Religions-Systeme zu Einem verschmelzen wollte“ auch geradezu zu läugnen seyn? Um nichts von dem Judenthume zu sagen, werden denn nicht auch die Heiden auf ihren unbekanntem Gott, den sie bereits verehrten, hingewiesen? wie sollte da unter ihnen alles für Teufels-Werk erklärt werden dürfen? So viel sich auch der Verf. Mühe gibt, die von ihm nachgewiesene und gepriesene Einheit als vollkommen zureichend darzustellen, welchem ganz Unbefangenen möchte das genug thun? wie unrecht da, im gleichen Masse auf die Religions-Uneinigkeiten unter Katholiken hinweisen zu wollen, die ja bekanntlich in Glaubenspuncten nicht von einem höheren Richter abhängig sind? wie will der Verf. behaupten, daß die Schuld der Trennung nur an den Katholiken liege? wozu das persifflirende Benehmen S. 66? Welch ein Raisonnement: „Sicherer ist, zur Fahne der Duldung, als zur Fahne der Einen Kirche zu schwören, welche — sey's aus Liebe — unduldsam werden könnte!“ Also auch schon darum, weil das letzte möglich wäre, wäre das erste nicht wohl anzurathen? und ob es denn nicht auch anderer Seits Beyspiele von Unduldsamkeit gäbe? Aber wie viel liefs sich da auch noch fragen?

Nach solchen Prämissen läßt sich leicht erathen, wie alle Hoffnungen zu einer Wiedervereinigung zurückgewiesen werden müssen; indem da von Opfern gar keine Rede seyn könnte, denn Wahrheit, sie liege wo sie wolle, könne nicht aufgeopfert, über sie könne kein Vergleich abgeschlossen werden. Allerdings! Aber wer hatte da auch erwartet, daß der Verf. S. 83—86. die

Nachgiebigkeit der römischen Kirche sogar als *Beleidigung* der Protestanten, — als *Zerstückelung* der Wahrheit darstellen würde? — Wer historisch unterrichtet ist, behauptet der Verf., kenne actenmässig die vollständige Rechtfertigung der Absichten *Luthers* und seiner Freunde und Theilnehmer bey dem Werke der Reformation, so dafs also für diesen an keine Union oder Reunion zu denken ist. Aber ist es denn nicht beynahe weltkundig, wie wenig man sich gegenwärtig um *Luthers* Ansichten und seiner Freunde bekümmern will? und da sollte die ausgesprochene Forderung richtig seyn? Der gemeine Mann könne die ihm nöthige Gewifsheit in der Religion durch den Lehrstand in der protestantischen Kirche so genügend und sicher als irgendwo erhalten. Also doch immer die Auctorität des Predigers — aber nur keine höhere! Der mit der behaupteten Untrüglichkeit der Kirche unvereinbare Grundsatz, dafs die Bibel einzige Norm in Glaubenssachen sey, könne einmahl nicht aufgegeben werden. Der Verf. entblödet sich da, S. 166. 167., nicht, die Kirche eine *Usurpatorinn* zu nennen, und ihr Einführung und Bestätigung der *Irrthümer* in der *Glaubens-* und *Pflichtenlehre* zur Schuld zu legen. Und wenn gleich der Verf. der Friedensworte bestimmt zwischen dem *Dogma* und den *Disciplinarpuncten* unterscheidet, bey welchen letztern ein weites Feld der *Nachgiebigkeit* offen bleibt; so debattirt Hr. Diak. *Steudel* S. 167. doch: „Bey der Untrüglichen ist es kein Verdienst, sondern Pflichtverletzung, wenn sie nachgibt. Also selbst in der *Nachgiebigkeit* der katholischen Kirche läge für den Protestanten nur eine Anerkennung ihrer Inconsequenz.“ Nicht besser geht es dem Primat, wo Mißgriffe und Verdrehungen einander die Hand biethen. Man kann oder will sich noch immer davon nicht losmachen, als ob zum katholischen System auch der Glaube an die *Unfehlbarkeit* des *Pabstes* gehörte. Tollatur abusus, ma neat usus!

Kürzer benimmt sich der Verf. bey den übrigen Unterscheidungslehren; verräth aber überall, dafs ihm der eigentliche *katholische Lehrbegriff* fremd geblieben ist. Möchten zu einem solchen Behuf nebst *Molan's* Erläuterungen auch *Jeslers* Ansichten der Religion und des Kirchthums zu Händen genommen werden! Einen schlimmen Streich spielt dem Verfasser seine Sprachkunde, um dafür nichts anders zu nennen, wenn er S. 211. den Verfasser der Friedensworte von dem ehrwürdigen *Plank* gerade das Gegentheil von dem sagen läfst, was jener S. 303. wirklich von diesem gesagt hat.

Aber ganz besonders scheint der Verf. dem Eifer im dritten Abschnitte freyen Lauf gelassen

zu haben, wo er über die zur Wiedervereinigung vorgeschlagenen Mittel nach seiner Art commentirt. Ohne allen Vorbehalt werden, wenn in den Friedensworten zu allererst friedliches gegenseitiges Benehmen empfohlen wird, eben nur den Katholiken bittere Ausfälle, Aufwärmung widriger Vorurtheile, Ausstreuung feindseliger, gehässiger Voraussetzungen Schuld gegeben. Da werden die Schreck- und Zerrbilder von Besorgnissen, vom Gewissenszwange, von Herabwürdigung protestantischer Geistlichen etc. immer wieder neuerdings hervorgehoben; da wird jeder gutmüthigen Aeußerung zu einer Reunion sogleich Arges untergeschoben, zur Wachsamkeit aufgefordert, dafs man auch bedenke, was da geschrieben steht: „Du sollst anbethen Gott deinen Herrn, und ihm allein dienen.“ Und so wird man gar manches in diesem Worte *ruhiger* Prüfung nicht ohne gerechten Unwillen lesen können, und den selbst protestantische Gelehrte mit uns theilen, wie sich wenigstens aus einem an den Verfasser der Friedensworte gerichteten Schreiben ergibt, und welches derselbe in der Vorrede zu der noch sogleich von ihm anzuzeigenden Schrift dem Publicum mittheilet. „Ich habe die *Steudel'sche* Schrift — schreibt ein protestantischer Geistlicher an den Verf. der Friedensworte den 15. Jänner 1812 — nur mit Unwillen über die *vielen Verfälschungen*, und die *hämische Verkennung* und *Verdrehung* Ihrer redlichen Absichten zu Ende gelesen. Die Recensenten dieser Schrift, welche mit so vielem Lobe sie ankündigten, können unmöglich die Friedensworte auch nur gelesen, noch weniger zur Vergleichung bey der Hand gehabt haben. So wenig auch die schwerfällige Sprache, und die seitenlangen, sich oft selbst verwirrenden Perioden die Lectüre dieser Schrift anziehend machen; so kann sie vielleicht dennoch blenden, und der guten Sache schaden, wenn sie Leser findet, welche die Friedensworte nicht kennen; daher ich es selbst wünsche, dafs ein unbefangener Recensent das getäuschte Publicum darüber aufklären möge, dafs hier gegen ein leeres Schattenbild gefochten wird.“ Die neuen *theologischen Annalen* haben von den *Friedensworten* eine sehr umständliche und rühmende Anzeige aufgenommen, wobey aber auch ausdrücklich von der Redaction bemerkt wird, dafs der Rec. ein berühmter *katholischer Theolog* ist, und worauf unmittelbar die Anzeige der Gegenschrift folgt, wovon es heifst, dafs diese mit Einsicht und Kraft verfaßte Schrift gegen die eben erwähnten Friedensworte gerichtet ist, und die ungetheilte Aufmerksamkeit redlicher Protestanten verdiene. Auch ein kleiner Beytrag, meint der gegenwärtige Rec., zu unserer Literärgeschichte!

Doch die *jetzige Lage Deutschlands*, glaubt der wohlmeinende Verf. von N. IV., soll vom neuen den irenischen Geist wecken, und uns die Auffindung eines jeden Actenstücks wünschenswerth machen, wodurch unsere Harmonie erleichtert, und wodurch bekrundet wird, dafs die Trennung grofsentheils auf *Mifsverstand* gegründet, dafs dieser Mifsverstand unschwer zu heben, und der Religions-Verein zu bewirken sey; wenn wir im vollen Ernste einig seyn wollen. Ein wichtigeres Actenstück liefse sich wohl nicht leicht auffinden, als das irenische Benehmen zwischen *Bossuet*, *Leibnitz* und *Molan*, welches im J. 1691 begann, und im J. 1701 geschlossen wurde. Und so ist denn die Absicht der vorliegenden Schrift: die Geschichte des wichtigen Unionsversuches zu erläutern; dann auf eine kritische Geschichte des behandelten Gegenstandes hinzuwirken; und daraus einige Resultate herzuleiten, wobey die ausgebreitete Geschichtskunde und der kritische Scharfblick des Verfassers überall unverkennbar sind.

Bekanntlich erhob sich die Geschichte dieses Unionsversuches zuerst für Hannover. Die Gemahlinn *Ernst Augusts*, *Sophie*, Tochter des unglücklichen Pfalzgrafen Friedrichs V., hatte eine Schwester, *Elisabeth*, die schon im J. 1659 katholisch, und fünf Jahre darauf auch Abtissinn zu *Maubuisson* in Frankreich wurde. Diese wünschte nichts sehnlicher, als dafs auch ihre Schwester, mit der sie einen stäten Briefwechsel unterhielt, zur katholischen Kirche — zur Kirche ihrer Ahnen — zurückkehren möchte, und zu welcher Absicht sie ihr mehrere Schriften religiösen Inhalts, vorzüglich *Bossuets* Schriften schickte. Zugleich sandte der Kaiser *Leopold I.*, bey welchem sich der Hannöversche Hof um die neunte Churwürde bewarb, einen gewandten und für die Reunion sehr gestimmten Gelehrten in der Person von *Christoph Spinola*, Bischof von Wienerisch-Neustadt, nach Hannover, um an der Zerstreuung der Vourtheile gegen die römisch-katholische Kirche, an der Hebung von Mifsverständnissen, an der Niederreissung der Scheidewand der getrennten Partheyen menschenfreundlich zu arbeiten. Der gedachte Hof zeigte sich bereitwillig, in diese Absichten einzugehen, und dieselbe, so viel an ihm lag, zu unterstützen. Zu diesem Ende ward dem damaligen Abte von Loccum, D. *Molanus*, aufgetragen, sich mit *Spinola* über diese Angelegenheit zu besprechen, und einen Versuch zu machen, wie weit man sich einander würde nähern können, auch wurden dem Abte mehrere lutherische Theologen zur Seite gegeben, die diesen Gegenstand gemeinschaftlich mit ihm in Berathschlagung nehmen sollten. So-

bald die lutherische Parthey ihr Unions-Project eingegeben hatte, wandte sich *Spinola* an *Bossuet*, um das Urtheil dieses Prälaten einzuholen, und die Abtissinn von *Maubuisson* empfahl den gelehrten Bischof, als einsichtsvollen Kenner dieses Gegenstandes, zu Hannover so angelegentlich, dafs nun auch er in dieses Geschäft gezogen ward, und so gar, nachdem ein Briefwechsel mit ihm und *Leibnitz* hierüber eingeleitet worden war, *Spinola* zurücktrat, mithin von dieser Zeit an die Unterhandlung von *katholischer* Seite ganz in *Bossuets* Hände kam. *Molan* arbeitete nun im Einverständniß mit seinen Collegen, einen zweyten Plan unter dem Titel: *Prikgedanken*, aus, den *Bossuet* unter Vermittlung der Abtissinn v. M. durch *Leibnitz* erhielt und beantwortete. Allein nach und nach bekam das Haus Hannover nähere Aussichten auf den englischen Thron, und diese Aussichten verschwanden, wenn man sich weiter in das Reunionswesen einliefs; die Unterhandlungen wurden dem zu Folge abgebrochen. Fünf Jahre später kam zwar *Leibnitz* noch einmahl mit *Bossuet* in einen Briefwechsel über das Reunionswesen, aber nicht als ein Diener von Churhannover, sondern als ein Diener des katholisch gewordenen Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, *Anton Ulrich*, dessen Bibliothekar zu Wolfenbüttel er zugleich war, und der ihm auftrag, die Schriften eines katholischen Abts an *Bossuet* gelangen zu lassen, und dessen Gutachten darüber einzuholen. Von dieser erneuerten Correspondenz kam noch weniger zum Vorschein.

Gewifs wird man dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, dafs er den edlen Charakter des *Molanus* mit aller Unpartheylichkeit darstellt. Von *Leibnitz* wird gleich anfangs S. 27. bemerkt: „Jedem Wahrheitsfreunde, der nicht mit der Geschichte jener Zeitperiode näher bekannt ist, werden sich Bedenklichkeiten aufdringen, welche schwer zu lösen sind. Die friedliche, viel versprechende Einleitung, dann das Stocken, endlich das gänzliche Abbrechen des Briefwechsels; der anfangs freundschaftliche dann geänderte Stil; überhaupt die allmähliche Umstimmung *Leibnitzens* mußte immer auffallen; so lange nicht das Licht der Geschichte die Finsterniß verscheucht. Ferne sey der Wahn, als wollte man die Verdienste *Leibnitzens* verkennen, oder der ehrwürdigen Asche dieses grofsen Mannes zu nahe treten! Auch grofse Männer haben ihre schwache Seite.“ So wie *Molan*. immer auf seine unerläßliche Forderung von der doppelten Gestalt für das h. Abendmahl zurückkam; so schien bey *Leibnitz* eine gewisse Aversion wider das Tridentinum wie zu einer fixen Idee geworden zu seyn, und wobey man um so fester

beharrte, je mehr sich die äußern Umstände und Gestalten änderten. Hiermit kann auch ein kürzerer Aufsatz in der *Quartalschrift für katholische Geistliche* 4. Jahrg. 1. B. 2. Heft: *Gutachten der theologischen Facultät zu Helmstädt über das Verhältniß des Katholicismus und Protestantismus*, verglichen werden, wo im gleichen auf den irdischen Grund und Boden mit hingewiesen wird. Unter dessen — wollen wir hoffen — wird, trotz aller der Bedenklichkeiten, Hindernisse und vereitelten Plane, das große Werk der Vereinigung getrennter Christen doch noch vor sich gehen, aber freylich langsam: es wird mehr das Werk der Zeit, oder der Providenz, als eines absichtlich von einigen Menschen gefaßten Vorsatzes oder Unternehmens seyn; und wer auf die vielen feinen Ressorts aufmerksam zu seyn gewohnt ist, wodurch große Revolutionen in der Menschenwelt in Gang gebracht zu werden pflegen; kann gewiß auch die vielen und feinen Fäden nicht übersehen, an welchen die dissentirenden Christen zum Punkte der Einheit, sanft und leise, sich selbst beynahe unbewußt, geführt werden. Daran hindern weder Bedenklichkeiten, weder Klagen, Warnungen und andere heftige Widersetzlichkeiten; noch wird das laute Einladen und Rufen zur Einheit, das Predigen von Vorbereitungen und Cautelen, das Werk viel fördern; am wenigsten Gewalt erzwingen. Auf das laute Vorherverkündigen der Vorsätze, die man gemacht, der Absichten, die man hat, der Plane, die man entworfen, dürfte wohl nie gar viel zu halten, und so auch von unsern neuern irenischen Schriften kein besonders großer praktischer Gewinn — und am wenigsten wie gleich auf der Stelle zu erwarten seyn. Jeder, der es vermag, arbeite in seiner Sphäre still, und ohne Geräusch, zum großen Zwecke hin, und traue der Vorsicht, wann und wie die Früchte davon zur Reife kommen sollen. Non omnium dierum sol occidit.

— a — —

Oesterreichische Gesetzkunde.

Kurze Erklärung des österreichischen Gesetzbuches über Verbrechen und schwere Polizey-Uebertretungen, von D. Franz Edlen von Egger, n. ö. Regierungsrathe, referirendem Redacteur bey der k. k. Hof-Commission in politischen Gesetzsachen, und Professor des Natur- und Criminal-Rechts an der Universität zu Wien. Erster Band, Wien und Triest, im Verlage der Geistinger'schen Buchhandlung 1816. S. 236. in 8.

Der um die Bildung der Studirenden sehr verdiente Hr. Verfasser hat sich bey der vorlie-

genden Schrift einen doppelten Zweck vorgesetzt, theils das lästige und schädliche Nachschreiben in den Vorlesungen zu beseitigen, und Statt des eigentlich dogmatischen einen dialogisirenden Vortrag einzuführen, theils die Leser, vorzüglich seine Schüler, über die wahre umfassende Wortbedeutung des Strafgesetzes mit der möglichsten Kürze und Präcision aufzuklären. In Beziehung auf den ersten Zweck enthält sich Rec. jeder weiteren Bemerkung, da die von dem Verf. selbst, in seiner Vorrede zum natürlichen Privatrechte, und die von einem andern Rec. in dieser Literatur-Zeitung (N. 8. 1815) angestellten Reflexionen, ihm gleichsam aus der Seele geschrieben sind. In Hinsicht des zweyten Zweckes pflichtet Rec. ebenfalls ganz der Ansicht des Vfs. bey, daß die grammatische, freylich nicht die buchstäbliche, Auslegung (zumahl für Anfänger) die Hauptsache sey, und daß man zur logischen, nach dem Geiste des Gesetzes, erst dann seine Zuflucht nehmen dürfe, wenn uns jene verläßt. Bey dieser Bewandniß der Sache konnte wohl nichts wünschenswerther seyn, als daß der Verf. sich bey dem gegenwärtigen Buche vorzugsweise auf die grammatische Auslegung (auf Glossen zum gesetzlichen Texte) einschränkte, und auf diese Weise ein Gegen- und Ergänzungsstück zu dem bekannten Werke des gelehrten Hrn. Prof. *Jenull* (das österreichische Criminal-Recht nach seinen Gründen und seinem Geiste dargestellt) lieferte. Der Werth dieser Erklärung des Strafgesetzbuches wird noch dadurch erhöht, daß ihr Verf. zwar seine Vorgänger, jedoch mit kritischer Prüfung, benützt hat, und daher in mehreren Stücken, als Selbstdenker, seinen eignen Weg gegangen ist. Jeder unbefangene wird z. B. die in der Vorrede (S. VI—VIII.) ausgesprochenen Grundsätze über die Interpretation der Strafgesetze jenen vorziehen, die *Jenull* (a. a. O. I. Thl. S. 209—214) aufgestellt hat. So soll z. B. freylich die Behauptung *Jenull's* über die Erfordernisse, unter welchen auch der Versuch als Verbrechen zugerechnet wird (eben da S. 155 und 156) die Praxis für sich haben; allein für die entgegengesetzte des Hrn. Vfs. (S. 40 in der Anmerkung) sprechen die Worte des §. 7 im I. Thl. des Strafgesetzbuches, nach dem Dafürhalten des Rec., deutlich genug, und letztere allein, nicht blosse philosophische Raisonnements, können den Streit entscheiden. Ferner verdient es eine besondere Erwähnung, daß mit Rücksicht auf das neue k. bayrische Strafgesetz und die officiellen Anmerkungen dazu Manches zur Sprache gebracht wurde, was auch bey uns leicht zur Entscheidung vorkommen kann. Man vergl. z. B. die Noten zu den §§. 3. 5. und 176. — Endlich besteht das wich-

tigste Verdienst des Verfs. darin, daß er viele eben so feine als richtige Winke gab, um unsrer Strafgesetzgebung noch einen höheren Grad der Vollkommenheit zu verschaffen. Er zeigte sich dadurch als einen Mann von seltner Genauigkeit und Umsicht, als einen Mann, der bey Verfassung und Verbesserung der Gesetze auf das Vortheilhafteste verwandt werden kann.

Nur ein Paar Erinnerungen erlaubt sich Rec. gegen den Hrn. Verf. Der §. 23. unter c. wird (S. 54.) so erklärt, daß ein Verbrecher in dem darin bestimmten Zeitraume kein (für ihn) verbindliches Geschäft schliessen, somit allerdings ein zu seinem Vortheile gemachtes Versprechen annehmen dürfe. Rec. hält diese Auslegung für zu milde, obschon sie die Autorität des größten vaterländischen Rechtsgelehrten für sich hat (S. Hofrath von Zeiller's Commentar zum §. 868. des allgemeinen bürgerl. Gesetzbuches). Denn abgesehen davon, daß auf diese Art die Verbrecher mehr begünstigt als beschwert erschienen, was sich noch als eine Begünstigung ihrer Erben erklären ließe, scheint die in der Frage stehende Erklärung die Worte des Gesetzes zu pressen. Es heißt: er kann *kein verbindliches Geschäft schliessen* (nicht kein für ihn verbindliches Geschäft, wie der Hr. Verf. ergänzt). Verbindliches Geschäft ist also wahrscheinlich mit Vertrag gleichbedeutend, um so mehr, als das allgemeine bürgerl. Gesetzbuch andre Redensarten gebraucht, wenn es das ausdrücken will, was der Verf. unter den streitigen Worten versteht, z. B. keine gültige Verbindlichkeit eingehen (§. 152); eine Last übernehmen (§. 865. s. auch noch ebendas. §. 35). Der Behauptung des Rec. stimmt auch bey Jenull (a. a. O. S. 205). — §. 195. (S. 223) sollen nach der Meinung unsers Verfs. unter den *Geschwisterkindern des Verbrechers*, die Kinder eines seiner Geschwister, seine Neffen und Nichten, verstanden werden. Diese Erklärung kann wohl nicht gelten. Denn dagegen streiten: 1. Der gemeine Sprachgebrauch, welcher mit Geschwisterkindern die Verwandten des vierten Grades der Seitenlinien bezeichnet; 2. der Text des §., worin es *seiner* (des Verbrechers) Geschwisterkinder heißen müßte; und 3. die sehr entscheidenden Parallelstellen, nämlich aufser §. 65. des allgem. bürgerl. Gesetzb. §. 377. des Criminal-Gesetzes. In dem letzteren werden ausdrücklich die Geschwisterkinder des Beschuldigten von jenen, die ihm noch näher verwandt sind (offenbar die Verwandten des dritten Grades der Seitenlinien) unterschieden. Man kann auch gegen die Erklä-

rung des Rec. nicht einwenden, daß dadurch die Geschwisterkinder des Verbrechers (Verwandte des vierten Grades) mehr als dessen §. 195 gar nicht erwähnte Neffen und Nichten (Verwandte des dritten Grades) begünstigt würden. Denn dieser Einwurf trifft auch zum Theile die entgegengesetzte Interpretation, da auch bey ihr die Oheime und Muhmen des Verbrechers (ebenfalls Verwandte des dritten Grades) ausgeschlossen sind. Es bleibt daher nichts übrig, als zufolge eines Schlusses a minori ad majus, und Kraft der angeführten Parallel-Stelle (§. 377.) die Verwandten im dritten Grade der Seitenlinien gleichfalls von der Vorschubleistung durch Verhehlung freyzusprechen. — §. 206. wird freylich der Tag (die Zeit) des begangenen Verbrechens als der Anfangspunct erklärt, von welchem die Criminal-Verjährung läuft. Allein mit dieser Regel ist es nicht so streng zu nehmen, wie aus den §§. 471 und 474 erhellt. Indessen scheint doch der Hr. Verf. diese Ausnahme für die einzige zu halten; dagegen meint Rec., daß aus §. 208 unt. c. und d. noch andre hervorgehen (vergl. hier bey §. 204). — §. 208. wäre die Beantwortung der Frage interessant gewesen, unter welchen Voraussetzungen bey dem Verbrechen der zweyfachen Ehe eine Verjährung der Strafe Platz greife, welchen Einfluß hierauf das Leben oder der Tod der ersten oder zweyten Gattinn; die Scheidung von einer derselben; der Umstand, daß in der zweyten unrechtmässigen Ehe Kinder erzeugt wurden u. s. w. habe? — Vielleicht würde für die Bequemlichkeit der Leser noch mehr gesorgt werden, wenn in den späteren Bänden die Noten unmittelbar unter den Text kämen, und mit jeder Note eine neue Zeile anginge. Durch das erste würde das Umblättern, durch das zweyte die besorgliche Verwirrung im Lesen beseitigt. Ein nicht unwichtiger Druckfehler findet sich S. VII, der Vorrede Z. 3 von unten, wo es Statt §. 68, Seite 68 heißen soll.

Uebrigens sieht Rec. mit wahrer Sehnsucht der Fortsetzung dieses lehrreichen Werkes entgegen, besonders wird der dritte, dem Strafgesetze über schwere Polizey-Uebertretungen gewidmete, Band ein wahres und dringendes Bedürfnis befriedigen. Wenn man es bey Erklärung dieses Gesetzes hier und da ziemlich leicht genommen haben mag, so ist dieses nicht aus der Leichtigkeit, sondern größtentheils aus der Schwierigkeit des zu behandelnden Gegenstandes, und aus dem gänzlichen Mangel an Vorarbeiten zu erklären, denen man sich nicht unterziehen konnte, oder wollte.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 54.

Freitag den 5. Juli.

1816.

Vermischte Schriften.

Die deutsche Turnkunst zur Einrichtung der Turnplätze dargestellt von Friedrich Ludwig Jahn und Ernst Eiselen. Mit zwey Kupferplatten. Berlin 1816. Auf Kosten der Herausgeber. LXIV und 288 S.

Die Turnkunst hat in ganz Deutschland schon so manche Freunde und Unterstützung gefunden, daß wir hoffen können, in diesem Buche vielen eine erfreuliche Erscheinung anzukündigen, die allgemeine Theilnahme erwecken wird. Und wie sollte es dieses Buch nicht, das von dem Erfinder der neuen deutschen Turnkunst und dem vorzüglichsten und ersten Lehrer derselben in Verein herausgegeben ward, und das daher in gänzlicher Beziehung aus der Quelle geschöpft ist und in Wort und Weise sich als ein rein ursprüngliches Werk, aus einem Gufse und Geiste ohne Beymischung irgend eines getrübteten Beywerks, das sich in Rede und That als ein rein deutsches bewährt.

Mit einem Spruche von Albrecht Dürer beginnt das Werk: „Gar leichtlich verlieren sich die Künste, aber schwerlich und durch lange Zeit werden sie wieder erfunden.“ Darauf folgt des wackern Jahn körnigte, gediegene, musterhafte Vorrede, mit hoher Lebendigkeit und tiefer Erfüllung von dem Zwecke, von dem Ziele, welche einem deutschen Vaterlandsfreunde, einem tüchtig und wahr gesinnten Heimholde unverrückt vorschweben müssen, mit Kraft und Würde geschrieben, ohne süßliche Seitensprünge, ganz die mark- und klangvolle Sprache, welche einen jeden Tüchtigen in dem deutschen Volksthum von Jahn mit so großer Gewalt anziehen muß. — Mit allgemeinen Zügen werden die ersten Entstehungszeiten der Turnkunst in Berlin geschildert, und die Zöglinge und Freunde gewürdigt, welche sie förderten und bildeten. Sie sind zugleich eine er-

Siebentes Heft.

greifende und männlich ausgesprochene Todtenklage; denn nicht wenig deutschgesinnte Jünglinge, die einst fröhlich und heiter geturnt, und den Grund zu der nachher immer mehr ausgebildeten Kunst gelegt hatten, starben in den Jahren 1813 und 1814 den Tod für's Vaterland. Ihre Nahmen mögen auch hier zu lesen seyn: *Pischon, Zenker, August Thaer* und vor allen *Friedrich Friesen* aus Magdeburg: „ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne an Leib und Seele ohne Fehl voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt, von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatte; ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stofs, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig, und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein reißiger Reiter in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst; die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden, ins freye Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von wälscher Tücke fiel er bey düsterer Winternacht durch Meuchelschufs in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampf keines Sterblichen Klinge gefällt. Keinem zu Liebe und keinem zu Leide —: Aber wie *Scharnhorst* unter den Alten, ist *Friesen* von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen.“ —

Vielfach ward von mehren Seiten Belehrung über die Turnkunst verlangt und gewünscht, die einzelnen Abschriften einiger Abschnitte genügten nicht mehr: „Bey der steigenden Ausbreitung des Turnwesens, bey der Weiterbildung der Kunst konnte so die Sache auf die Länge nicht gehen. Wir konnten unmöglich gleichgültig bleiben, daß die mühsam wieder entdeckte und erweckte deutsche Turnkunst durch Halbwisserey, Halbschreiberey und Halbhuerey Schaden nehmen sollte. Von blossen Hörensagen und Zuschauen kann einer über die Turnkunst nur wie der Blinde über die Farbe schreiben. Man ist es der heiligen Sache der Jugend und des Vaterlandes schuldig, zu verhüten, daß sie kein Gegenstand eitley-

Buchmacherey und Buchkrämerischer Erwerbsucht werde. Deshalb ist dieß Buch auf eigene Kosten herausgegeben, und der Preis so niedrig gesetzt; auf damit etwas verdienen wollen — ist nicht gerechnet.“ Nur die ersten und wesentlichen Vor- Grund- und Hauptübungen sind aufgestellt, auf ein größeres Werk über die Turnkunst mußten für jetzt Fechten, Schwimmen, Reiten, Tanzen, die Kriegsübungen für die Jugend, Kopf-übungen oder Luftspringen und Schlittschuhlaufen verspart werden.

Ueber diese Künste sagt der Verf. überaus viel Treffliches und Wahres, wovon wir nur einiges auszeichnen können: „Die Lehrart und Kunstsprache der *Fechtkunst* liegt sehr im Argen. Es hat der Kunst als solcher geschadet, daß sie als Selbsthülfe und Kampfschirm ausschließlicb betrachtet worden. So hat sich jeder besondere Kampfbrauch in die Kunst gemischt. Dadurch daß der Altdenke Kampfwart erst ein Mitmann und zuletzt ein Beyständner und lebendiger Schildhalter geworden; durch Stichblätter wie Suppenteller, durch Sturmhüte, Riesenstulpen, Schlaghosen und Stiefeln wie Löscheimer ist sie auf den hohen Schulen sehr ausgeartet.“ — „*Reiten* sollten alle schwingfertigen Turner nach dem 16ten oder 17ten Jahre erlernen können. Dazu kann aber nur der Staat helfen. In zarter Kindheit und früher Jugend ist das Reiten schädlich für Wachstum, Gesundheit und Sittlichkeit. Ein Vater, der seinen Sohn liebt, muß ihm als Knabe kein Reitpferd halten. Das verfault und verleidert den jungen Menschen, setzt ihm den Dünkel von Erwachsensein in den Kopf, verleitet ihn zur Verschwendung und eitlen Lüsten und Lästern. Ohne Noth muß sich kein Mensch mit dem Thier gemein machen.“ — „*Dem Tanzen* als Leibesübung kann sein Werth nicht genommen werden, es bildet den Anstand und gute Haltung, hingegen stärken die andern Thurnübungen weit mehr, und Zierlichkeit ist in einem verweichlichten Zeitalter am Ersten zu entrathen. Daß beyde Geschlechter schon in den Kinderjahren zusammen Tanzen lernen, ist gar nicht zu dulden. So wie das Tanzen gewöhnlich getrieben wird, ist es: Zerstörer der Gesundheit, Verderber der Sittlichkeit und Verführer zur Sünde. Der neuern Tänze sind jetzt zweyerley: *Bühnentänze* und *Euhltänze*, dafür sind die alten Reigen verloren gegangen, bis auf ihre letzte Spur im Kehraus und in einigen gesellschaftlichen Spielen. Der *Tanz* gehört für die häuslichen und volklichen hohen Feste — Freude in Ehren, soll niemand wehren.“ — „*Kriegsübungen*, wenn auch ohne Gewehr, bilden männlichen Anstand, erwecken und beleben den Ordnungssinn, gewöhnen zur Folg-

samkeit und zum Aufmerken, lehren den Einzelnen, sich als Glied in ein großes Ganze fügen. Eine wohlgeübte Kriegerschaar ist ein Schauspiel von der höchsten Einheit der Kraft und des Willens. Jeder Turner soll zum Wehrmann reifen, ohne verdrillt zu werden.“ —

„*Die Geschichte der frühern Turnkunst* — sagt der Verf. ferner — in deutschen Landen verdient eine gründliche Untersuchung. Fast alle Volksfeste sind durch Vernachlässigung der Turnkunst eingegangen oder verkommen. Ein jedes Volksfest, was Bestand haben soll, muß seine Zeit halten, und seinen Ort haben. Geschichtliche Denkwürdigkeit wird im lebendigen Anschauen männlicher Kraft erneuert, und die Ehrenthat der Altvordern verjüngt sich im Wettturnen. Ein wirres Volksgewoge macht so wenig ein Volksfest, als die blosse Menge einen Jahrmarkt. Es muß etwas hinzukommen, was dem Treiben einen Halt gibt. Wo sich allerley Leute nur als müßige *Eckner* mit dem Bahgesicht angaffen können, und weiter nichts zur Augenweide haben — da stehen sie sich einander im Wege, und müden sich freudenlos ab, weil die festliche Würze fehlt. Erst wird die Zeit langweilig, und dann der Tag unheilig. Da soll überreichliches Essen und Trinken den Mangel der Festlichkeit ersetzen — aber der Mensch feyert kein Fest auf dem Mastkober. Er hat ja nur einen Magen. Wohl hält nach dem wahren Sprichwort: Essen und Trinken — Leib und Seele zusammen; aber That und Handlung muß hinzukommen, wenn eine Erinnerung bleiben soll. Je voller der Magen, je todter das Auge, je leerer die Seele! Nicht Quas und Fräfs — Leben und Weben müssen bey jedem Volksfeste vorwalten.“ —

Die Wahrheit dieses Ausspruches hat gewiß sich schon einem jeden bewährt. Im Gefühle, wie wichtig Volksfeste sind, wie sie das Volk zusammen binden und fesseln können, haben manche im guten Glauben und im guten Willen und Meinen allerhand Vorschläge gemacht, aber leider waren und sind diese Festlichkeiten weiter nichts, als lose und lockre ohne Halt hingestellte, aus der Laune des Erfinders entsprungene Feste. Sie müssen einen geschichtlichen Halt und Grund haben. Die deutsche Vorzeit und die nächstvergangene Zeit bieten uns Gottlob! Ehrentage genug, welche sich zur Stiftung von Volksfesten eignen und es gehört nur ein volkstümlich gebildeter Geist, um sie dem Volke gleich lieb und werth hinzustellen. Bis jetzt waren solche Volksfeste weiter nichts, als daß ein Berg von Schnaps und Bierflaschen aufgeschichtet ward und dem der Preis gebührt, der ihn am höchsten erklimmen konnte. Diese versoffenen Feste ertrinken in ih-

rer eigenen Bier- und Brandwein-Fluth. Die Ausbildung der Turnkunst und deren Uebung kann nur allein ihnen einen sichern Halt geben und die leider längst vergessenen und verlassenen Ritterkünste, als Ringstechen, u. s. w. müssen wieder in ihre alte Würde eingesetzt werden.

Höchst gewichtige Worte sagt der Verf. über die deutsche Sprache und über die in ihr noch immer herrschende Wortmengerey. Wir lassen auch hier gerne den Verf. in seiner trefflichen Eigenthümlichkeit, in seiner körnigten Sprache selbstredend auftreten. „*Ueber die Turnsprache* nur etwas *Höchstwesentliches*, da es hier an Raum fehlt, um für sie nach allen Gründen und Gegenständen gegen jedermann in einem offenen Kampfe zu rechten und fechten. Es ist ein unbestrittenes Recht, eine deutsche Sache in deutscher Sprache, ein deutsches Werk mit deutschem Wort zu benennen. Warum auch bey fremden Sprachen betteln gehn, und im Ausland auf Leih und Borg nehmen, was man im Vaterland reichlich und besser hat. Kein gründlicher *Sprachkennner*, kein echtdeutscher *Volksmann* hat auch je der Wortmengerey die Stange gehalten. Nur *Sprachschwache* und Aferdeutsche werfen so gern den Zweifel auf: ob man im Deutschen sich auch Deutsch ausdrücken könne? Ihre Sprachschwäche, Unwissenheit und Verkehrtheit dichten sie der edlen deutschen Heldensprache an, verlassen diese feldflüchtig, ergeben sich der Wälschsucht und *meindeutschen*. Kunstner und Wissenschaftler sind in der Regel für reindeutsche Kunstwörter in allen andern Künsten und Wissenschaften. Von den ihrigen kommt es ihnen immer zu schwer vor, und darum lassen sie es auch ohne Versuche bewenden. Auch ist selten unter ihnen solch geselliger Verkehr und gesellschaftlicher Verein, als die Sprachbildung erfordert. Soll eine Kunstsprache lebendig seyn, so muß sie aus dem Leben hervorgehn. Ein Einzelner kann wohl die Sprache zu seinem Theil rein halten, nur nicht rein fegen. Uebrigens entspringt alle Wortmengerey aus Unkunde, Sprachfaulheit und Vornehmthurey. Leider können alle Klagen und Reden dagegen nichts helfen, so lange die deutschen Kinder in ihrer Kindheit geflissentlich um ihre Muttersprache betrogen werden; so lange man den Kindern die Sprachmutter raubt, und ihnen eine fremde Sprachamme gewaltsam aufdringt. Die Geschmacklosigkeit und die Unklarheit neuer Schriftsteller entstehen aus *meindeutscher* Volkvergessenheit. Die Vielspracherey ist der Sündenpfehl, woraus aller Büchernebel dunstet. Was einer Sprache recht bleibt, ist der andern — und der eigenen zumahl, auch wohl billig. Was eine lebendige Sprache um Leib und Leben bringt,

sollte man ihr doch nicht zu Leide thun. Nimmermehr wird die deutsche Sprache eine Mengsprache werden. Noch immer behauptet sie im siegreichen Kriege ihr Urrecht als Ursprache. Ihr ist Wortmengerey — Armuth, Reinheit — Reichthum, und Reinigung — Bereicherung. Die Fremdsucht ist ihr Galle, Gift und Greuel, ein Irrleuchten im Dämmer und Nebel. Fremdwörter gehen als solche, und wenn sie hunderttausend Mahl eingebürgert heißen, nie in Gut und Blut über. Ein Fremdwort bleibt immer ein Blendling ohne Zeugungskraft; es müßte dann sein Wesen wandeln und selber als Urlaut und Urwort gelten können. Ohne ein Urwort zu werden lauft es als Aechter durch die Sprache. Wälschen ist Fälschen, Entmannen der Urkraft, Vergiften des Sprachquell, Hemmen der Weiterbildsamkeit, und gänzliche Sprachsinnslosigkeit.“

„Die deutsche Sprache vereint reine Ursprünglichkeit mit Weiterbildsamkeit, und hohes Alter mit jugendlicher Frische. Sie ist ein Werk aus einem Guß und Fluß. Ihr großer Reichthum an Urwörtern gibt ihr ein entscheidendes Uebergewicht. — Unter sprachthümlichen Wörtern ist kein Wortrang von Erstlingen und Spätlingen. Wörter sind nicht Wein und Lagerbier, so mit der Zeit an Geistigkeit zunehmen. In der Bildsamkeit lebt die Verjüngung der Sprache. Sie ist der Born ihrer Unsterblichkeit. Die Wortquellen kann man im Deutschen nur ergründen, nicht erschöpfen. Nicht fertig werden die Wörter gegeben, wohl aber hat die Sprache die Zuthat und die Bildekraft in ihren Bildgesetzen. Da finden sich Musterwörter und Musterweisen. Darum bedürfen Wörter keiner *Buchhahnen*, allein durch Sprachthümlichkeit sind sie *sprachbürtig*. In der Theilbarkeit, Zersetzung, Versetzung und Zusammensetzung besitzt die deutsche Sprache eine Vielgestalt, die sich wendet, schwenket und kehrt, und nach allen möglichen Richtungen fortschreitet. Als Ursprache hat sie eine Klarheit zur Mitgift, die jeder Aftersprache mangelt. Sie ist anschaulich gebildet, und lebt im Anschauen. Sie senkt sich in die Tiefen des Gemüths, wenn sie mit Geistesfittige aufschwingt. Sie hat kindliche Einfalt treu bewahrt, ist bündig in der Darstellung, erbaulich in der Rede, erwecklich im Liede, und kernig und körnig im Spruch.“

„Die deutsche Sprache wird in Wissenschaft und Kunst niemahls Kenner und Könner in Stich lassen. Nimmer werden die Stufenwörter fehlen, jede Folge und Folgerung wird auszudrücken seyn. Die Sprache wird treu gepflegt mit dem Entwicklungsgange Schritt halten, für jede neue Gestaltung unsers Volks passen, für jede Lebensfülle zureichend seyn, und mit dem Wachsthum des

Volks an Bildsamkeit zunehmen. Aber vom Wisdunkel der Allerweltsbürgerey müssen wir absteigen. Mit dem Allerweltsleben hat keine einzelne Sprache zu schaffen, nur das eigene Volksleben ist ihre Seele. Wer Ungemeines beginnen will und zur That sich anschickt — braucht in seinem Gewissensrathe nie zu fragen: Hat schon irgend jemand Aehnliches gewollt, Gleiches angefangen, oder dasselbe vollführt? Aber wohl muß er das Recht wägen: darf man so handeln und thun? Nicht anders mit dem Wortbildner. Nimmt der nur gehörig Rücksicht auf die Urgesetze der Sprache und ihr ganzes Sprachthum; so bleibt er frey von Tadel und Schuld. Kein Splitterrichter hat Fug zu fragen: Hat schon jemand so gesagt? Man muß prüfen: Darf man so sagen? Ist es nicht besser auszudrücken? denn jede lebendige Sprache bewegt sich in allgewaltiger Rege; aber Sprachlehren und Wörterbücher kommen dann auf dem gangbaren Pfade richternd hinterher.“

„Der Kunstsprachbildner soll ein Dollmetscher des ewigen Sprachgeistes seyn, der in dem ganzen Sprachthum waltet. Darum muß er in die Urzeit der Sprache zurückdenken, und ihren Bildungsgang auf rechter Bahn verfolgen. Kann er an der Quelle verschollene Urlaute erlauschen; so muß er diese zuerst vor allen Leuten lautbar machen. Im Erwecken scheidender Urwörter liegt eine wahre Mehrung und Sprachstärkung. Kein Wort ist für ausgestorben zu achten, so lange die Sprache nicht todt ist; kein Wort für veraltet, so lange die Sprache noch in Jugendkraft lebt. Begrabene Wurzeln, die noch grün sind, und im vollen Wachstum neue Stämme, Aeste und Zweige treiben können, bringen Segen und Gedeihen. Die Schossen und Sprossen alter Herzwurzeln verkünden einen neuen Frühling nach langer Winterstarre. Da befreit sich die Sprache von Flick- und Stückwerk, und geht wieder recht und stark. Ohne das Pflegen der Wurzelkeime wird die Sprache als Saumroß und Packthier beladen, und muß endlich unter der Last schwerfälliger Zusammensetzung erliegen. Jedes wieder in Gebrauch kommende Urwort ist eine reichhaltige Quelle, die den Fahrstrom speiset, den Thalweg austiefet, und allen Oberwohnern Vorfluth schafft.“

„Nie wolle man der Sprache Gewalt anthun, wohl aber die Urrechte der Sprache aufrecht erhalten, und Selbstständigkeit und wahre Sprachfreyheit von wälschstüchtigen Meindeutschen zurückerkämpfen. Sprache ist ein Gemeingut der Sprachgenossen, das Sprachthum ist die Handveste; die Bildegesetze sind Gerechtsame, die jeder Einzelne wahren, schützen und schirmen muß. Die Sprachgemeinde lebt auf uraltem Gewerbe,

und darf ihr *Traugut* nicht verschulden, nicht verbösern, nicht verbilden, nicht aufgeben und verschleudern. Sie muß, was sie zu treuen Händen empfangen, als eisern überliefern, und urkräftig und nachhaltig hinterlassen.“

Der Verf. führt nun einige Beyspiele, rücksichtlich seiner Turnlehre, von der durch ihn versuchten Sprachbereicherung an, und sagt dann noch einige sehr gewichtige Worte über die *Mundarten*, über deren Erkenntniß, Würdigung und Aufnahme in die Schriftsprache noch viele Wahnbegriffe statt finden: „*Mundarten* sind keinesweges für blosse Sprachbehelfe zu halten, für Ausdrucksweisen von niederm Range, die nur annoch in einem Versteck und Schlupfwinkel des Sprachreichs aus Gnade und Barmherzigkeit Duldung genießen. Im Gegentheil sind sie nach altem wohlhergebrachten Recht in irgend einem Gau auf Grund und Boden erb- und eingesessen. Darum können sie niemahls die Rücksicht auf Heimath und Wohnstätte verläugnen. Sie müssen alle und jede Oertlichkeit beachten: Berg und Thal, Wald und Feld, Wiese und Weide, Flur und Fluß, Acker und Aue, Land und See, und tausend andere. So bilden sie Einzelheiten in Fülle aus, und die eigensten Besonderheiten auf zweckmäßige Art und Weise. Ihre Wohlhabenheit ist der wahre Sprachreichtum. Ihr beschränkter Bereich ist Samenbet, Gehäge und Schonung von kräftigem Nachwuchs. Denn in einem weit und breit durch Gauen, Marken und Lande wohnenden Volke muß es natürlich eine Menge höchstnothwendiger Begriffe geben, treffliche Bezeichnungen, gehaltene Schilderungen und sprechende Gemälde, die doch niemahls in Büchern vorzukommen Gelegenheit hatten. Aus diesen mehrt sich dann allzeit, wenn Noth am Wort ist, die Schriftsprache, die ohne sie nicht heil sondern unganzz ist. Die Gesamtsprache hat hier Fundgruben und Hilfsquellen, die wahren Sparbüchsen und Nothpfennige des Sprachschatzes.“

„*Mundarten* zeugen immerfort den alten Urstamm in sprachthümlicher Reinheit von Geschlecht zu Geschlecht. Der könnte ohne ihren Schirm gar leicht an einseitiger Ueberfeinerung und Verzierlichung versiechen, Saft und Kraft verlieren, und marklos an der Auszehrung verquiren. Da sich die Mundarten nur sprachthümlich fortpflanzen, nicht in Büchern, sondern in aller Leute Mund leben; so hindern sie gewaltsame Verregelungen und Verriegelungen der Gesamtsprache. Sie treten in die Landwehr, wenn das Buchheer geschlagen. Offenbare Sprachwidrigkeiten lassen sich Leute, die nach ihrer Altvordern Weise trachten, nicht zu Schulden kommen, und lassen sich auch von ihres Gleichen keine Sprachunbil-

den gefallen. Sie können wohl *Sprachfehler* be-
gehen, aber keine *Sprachfrevel*. Ein Schriftstel-
ler kann weit eher der Sprache Gewalt anthun,
und seine Nothzucht noch obendrein in einem
Buche zu Ehren bringen, auch da seine Wälsch-
linge und Bankerte versorgen. Vor aller Leute
Ohren und Munden geht das nicht ungestraft hin,
da kann jeder Rüger seyn. Die Mundarten leben
im ewigen Landfrieden mit der Gesamtsprache,
und treten vor den Rifs, sobald in der Schriftsprache
Lücken entdeckt werden. Ohne Mundarten
wird der Sprachleib ein Sprachleichnam. Die
Schriftsprache ist die höchste *Anwaltschaft* der
Spracheinheit, die Mundarten bleiben die dazu
höchst nöthigen Urversammlungen der vielgestal-
teten Einzelheit. Ein mundartiges *gausässiges* Wort
muß, um durch Schriftwürdigkeit zur *Schriftsäs-
sigkeit* zu gelangen: 1) eine deutsche Wurzel seyn,
oder nachweislich von einer solchen stammen.
2) Den deutschen Wortbildegesezen nicht wider-
sprechen, sondern sprachthümlich gebildet seyn;
3) echtdeutsch und nicht schriftwidrig lauten; 4)
mit hochdeutschen Lauten aussprechbar seyn, und
mit den gewöhnlichen Buchstaben in der Schrift
darzustellen; 5) einen Begriff bezeichnen, wofür
es bis jetzt noch kein Schriftwort gab; 6) zu kei-
ner falschen Nebenbedeutung verleiten; 7) Wei-
terbildsamkeit besitzen; 8) kein schwerzusammen-
gefügtes Angst- Noth- und Qualwort seyn; 9) ein
schlechteres Schriftwort schriftwürdiger ersetzen.
Dies sind die ersten Prüferegeln der Schriftwür-
digkeit gausässiger Wörter. Ein Urwort, oder
ein abgeleitetes ist allemal besser, als ein zu-
sammengesetztes. *Ein Wort soll aber gefugt, nicht
bloß zusammengesetzt; genuthet und nicht genagelt;
nicht geleimt sondern geschweift seyn.* —

Diesen beherzigenswerthen Sätzen, die wir
vollständig unterschreiben und die Ansichten aus-
sprechen, welche wir zum Theil schon lange über
die Mundarten und ihre Einführung in die Schrift-
sprache hegten, wünschen wir recht tiefes Ein-
dringen in Wesen und Bildung der Muttersprache,
die dann bald ein bedeutend anders Ansehen
gewinnen muß, und die auf diesem Wege
mit Riesenschritten zu einer erhöhtern Vollkom-
menheit schreiten würde. Möchten wir aber auch
nur erst die sämtlichen gausässigen Mundarten
Deutschlands kennen, und alle in einem gemein-
samen Wörterbuche vereinigt sehen.

Der Verf. verspricht hierauf die Herausgabe
eines Jahrbuches der Turnkunst. Das erste soll
unfehlbar zur Ostermesse 1817 herauskommen und
enthalten: eine kurze bündige Geschichte der Ber-
linischen Turnanstalt, und er wünscht auch eine
Uebersicht von allen deutschen Turnanstalten zu
geben. Dazu erbittet der Verf. Beyträge über:
„Entstehung, Einrichtung und Beschaffenheit der

Turnplätze, ihre Größe und Lage; Turnernzahl
nach Alter und dem Stande der Aeltern; Nahm-
haftmachung der Ausgezeichneten, nebst der An-
gabe, was sie besonders geleistet; Turnfahrten;
Turnlieder; Volksspiele, Volksbelustigungen, Volks-
feste und Neubelebung durch die Turnkunst; neue
Turnerfindungen oder Entdeckungen; Bücher und
einzelne Stellen, die Gegenstände der Turnkunst
betreffen; handschriftliche Werke und auf wel-
chem Wege man zu ihrer Benutzung gelangen
könne; gausässige Nahmen von Uebungen und
Spielen.“ — „Die Jahrgeschichte jeder Turnan-
stalt muß alljährlich mit dem 18. October geschlos-
sen werden. Zu einzelnen Angaben über Turn-
fertigkeit eignen sich besonders: Freysprünge und
Stabsprünge nach Höhe und Weite; Riesensprün-
ge (Höhe und Länge des Schwingels); Doppel-
schlag, Hinkschlag; Strecken (Umkreisen mit den
Händen auf die Dauer); Barren- und Daumenmun-
den auf Dauer; Klettern, mit Bemerk der Dicke
und Höhe des Kletterzeuges, und des Zeitraums;
Klimmen (Art, Dicke und Höhe des Klimmzeuges);
Ziehklimmen auf Dauer; Schnelllauf und Dauer-
lauf, beyde genau nach Raum- und Zeitmaß;
Weite und Höhe der Würfe, nebst der Schwere
des Geworfenen. Alle solche und ähnliche Bey-
träge müssen aber schon vor Weihnachten einge-
schickt seyn. Das Jahrbuch der Turnkunst soll
unausgesetzt alljährlich erscheinen, damit sich
die Turnkunst immer vollkommner gestalte und
neu im Leben verjünge.“

Wir haben uns besonders bey der vortreffli-
chen Vorrede, vorzüglich in Hinsicht der Spra-
che und der geäußerten Grundsätze, verweilt,
weil sie das Allgemeine betrifft, dagegen das
Lehrbuch selbst, wie natürlich sehr ins Einzelne
geht. Nur eine allgemeine Uebersicht des Wer-
kes selbst wird hier wohl an ihrer Stelle seyn.
Erster Abschnitt. Die Turnübungen. 1. Gehen.
2. Laufen. 3. Springen. 4. Schwingen. 5. Schweben.
6. Die Stechübungen. 7. Barrenübungen. 8. Klettern.
9. Werfen. 10. Ziehen. 11. Schieben. 12. Heben. 13.
Tragen. 14. Strecken. 15. Ringen. 16. Sprung im
Reifen. 17. Sprung im Seile. *Zweyter Ab-
schnitt. Die Turnspiele.* *Dritter Abschnitt.*
1. Ueber Anlegung und Einrichtung eines Turnpla-
tzes. 2. Anschlag des Turnzeuges und Geräthes,
und der Vorrichtungen für einen vollständig einge-
richteten Turnplatz, auf dem sich 400 Turner rei-
genweise zugleich üben können. *Vierter Ab-
schnitt.* 1. Ueber die Art, wie die Uebungen zu
treiben und im Gange zu erhalten sind. Aus die-
sem höchst beherzigenswerthen Abschnitte wollen
wir wieder einige Stellen ausziehen. „Die Turn-
kunst soll die verloren gegangene Gleichmässig-
keit der menschlichen Bildung wieder herstellen,
der bloß einseitigen Vergeistigung die wahre

Leibhaftigkeit zuordnen, der Uebersverfeinerung in der wieder gewonnenen Männlichkeit das nothwendige Gegengewicht geben, und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und ergreifen. So lange der Mensch noch hienieden einen Leib hat und zu seinem irdischen Daseyn auch ein leibliches Leben bedarf, was ohne Kraft und Stärke, ohne Dauerbarkeit und Nächsthaltigkeit, ohne Gewandtheit und Anständigkeit zum nichtigen Schatten versiegt, — wird die Turnkunst einen Haupttheil der menschlichen Ausbildung einnehmen müssen. Unbegreiflich, daß diese Brauchkunst des Leibes und Lebens, diese Schutz- und Schirmlehre, diese Wehrhaftmachung so lange verschollen gewesen. Aber diese Sünde früherer leib- und liebloser Zeit wird auch noch jetzt an jeglichem Menschen mehr oder minder heimgesucht. Darum ist die Turnkunst eine menschheitliche Angelegenheit, die überall hingehört, wo sterbliche Menschen das Erdreich bewohnen. Aber sie wird immer wieder in ihrer besondern Gestalt und Ausübung recht eigentlich ein vaterländisches Werk und volksthümliches Wesen. Immer ist sie nur zeit- und volkgemäfs zu treiben, nach den Bedürfnissen von Himmel, Boden, Land und Volk. Im Volk und Vaterland ist sie heimisch, und bleibt mit ihnen immer im innigsten Bunde. Auch gedeiht sie nur unter selbstständigen Völkern, und gehört auch nur für freye Leute. Der Sklavenleib ist für die menschliche Seele nur ein Zwinger und Kerker.“ — „Auch der kleinste Ort könnte und sollte von Rechts wegen, wenn er eine Schule hat, auch nach seinen beschränkteren Bedürfnissen einen Turnplatz haben. In jedem Kirchspiel des platten Landes müßte wenigstens ein vollständiger Turnplatz seyn, wo sich dann aus den größern und kleinern Ortschaften die turnfähige Jugend zusammenfinde und in jugendlichen Wettturnen versuche. Wenigstens an den *Denktagen* der Erlösung, Auferstehung und Rettung des deutschen Volks sollte dazu Rath werden. Der 31. März, 18. Junius und 18. October sind recht eigentlich zu großen Turntagen genommen. Im Lauf der Zeit können gar leicht aus diesen kleinen Anfängen größere Feste werden.“ — „Ein Vorsteher einer Turnanstalt (*Turnwart*) übernimmt eine hohe Verpflichtung, und mag sich zuvor wohl prüfen, ob er dem wichtigen Amte gewachsen ist. Er soll die jugendliche Einfalt hegen und pflegen, daß sie nicht durch frühreife Unzeitigkeit gebrochen werde. Offenbarer als jedem andern entfaltet sich ihm das jugendliche Herz. Der Jugend Gedanken und Gefühle, ihre Wünsche und Neigungen, ihre Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, die Morgenträume des jungen Lebens bleiben ihm keine Geheimnisse. Er steht der Jugend am Nächsten,

und ist ihr darum zum Bewahrer und Berather verpflichtet, zum Fort und Halt und zum Anwalt ihres künftigen Lebens. werdende Männer sind seiner Obhut anvertraut, die künftigen Säulen des Staats, die Leuchten der Kirche, und die Zierden des Vaterlandes. Keinem augenblicklichen Zeitgeiste darf er fröhnen, keiner Rücksichteley auf Verhältnisse der großen Welt, die oft im Argen liegt. Wer nicht von Kindlichkeit und Volksthümlichkeit innigst durchdrungen ist, bleibe fern von der Turnwirtschaft. Es ist ein heiliges Werk und Wesen. — Ein Turnlehrer muß: 1. der Jugend kein böses Beyspiel geben, weder auf noch außer dem Turnplatz; 2. sich während der Turnzeit aller solcher Genüsse enthalten, die der Jugend nicht geziemen, z. B. Tobak rauchen, Schnappstrinken u. a. dgl.; 3. sich nicht vornehmthuerisch und aufthuerisch gebärden, sondern stets leutselig seyn und bleiben; 4. nicht zu spät auf den Turnplatz kommen, sondern wo möglich immer mit den Frühsten da seyn; 5. als Gesetzbewahrer die Gesetze zuerst halten, und sich nicht hoffärtig davon ausnehmen, sondern der strengste Richter gegen sich selbst seyn; 6. es bey Leibe nicht allen Turnern zuvor- oder gleichthun wollen, sondern sich still und bescheiden, ohne Lärm und Geschrey einturnen; 7. die Gespräche der Jugend so leiten, daß sie lehrreich und unterhaltend werden, und in Wort und Werk keinen Anstoß geben; 8. auch den Schein von Schulsteifheit vermeiden, und in seinem Betragen und Benehmen freundschaftlich mit Ernst und herzlich mit Würde seyn; 9. es deutlich an den Tag legen, daß er von der Wichtigkeit der Sache begeistert ist, und nicht von feiler Selbstsucht und schönster Eitelkeit getrieben wird; 10. mit seinen Schülern, Zöglingen und Anvertrauten zu leben verstehen und umzugehen wissen, daß sie ihn als Menschen lieben und als Mann achten; 11. die versteckten Eigenthümlichkeiten auffinden, die keimenden Tugenden pflegen, und die hervorgesprossenen volksthümlich ausbilden; 12. als der ältere Freund, Ordner, Schiedsrichter, Rathgeber und Warner unter den Turnern walten.“

Als Turnzeit werden die Mittwoch und Sonnabend Nachmittage festgesetzt; die erste Hälfte des Nachmittages nimmt ein die freywillige Beschäftigung (*Turnkühr*), die andere Hälfte die vorgeschriebene (*Thurnschule*). Am Ende der Zeit versammeln sich die Turner auf dem *Tie* (Versammlungs-, Gesellschafts- und Ruhplatz), kühlen sich ab und erholen sich durch Genuß von Brod und Wasser. Jenes bringen sie selbst mit, dieses wird vor Anfang des Turnens hingebacht. — „Ohne eine bleibende *Turntracht* kann keine Turnanstalt gedeihen. Der leidige Trachtwechsel würde bald nach einander alle Uebungen un-

möglich machen, und so das Turnwesen wieder vernichten. Eine Turntracht muß dauerhaft und wohlfeil seyn, und zu allen Bewegungen geschickt. Graue ungebleichte Leinwand ist der beste Stoff. Alle andere Zeuge sind weniger dauerhaft und wohlfeil, und doch nicht so leicht zu reinigen. Eine *grauleinene Jacke* und *eben solche Beinkleider* kann sich ein jeder anschaffen. Würden Zeuge aus ausländischen Stoffen geduldet; so müßten sich die Uebungen gar bald in *Uebungen für Reiche, Vermögende, Bemittelte, Wohlhabende, Unbemittelte, Dürftige* und *Arme* theilen.“ — „Auf dem Tie (wir erklärten diese Benennung eben) stehen Bänke zur Bequemlichkeit der Turner, wo sich die eben Angekommenen ausruhen, die Turnmüden erholen und die Freunde gegenseitig etwas mittheilen können. Hier werden mancherley Geschäfte abgemacht. Hier ist fröhliches Gespräch, munterer Scherz, jugendlicher Witz und Gesang. Hier einzig und allein darf auf dem ganzen Turnplatz nur gegessen und getrunken werden. Dafür kann auf dem Tie schlechterdings keine Turnübung statt finden.“ —

„Der Turnplatz ist keine Bühne, und kein Zuschauer hat Recht, auf ihm ein Schauspiel zu erwarten. Aber er ist eben so wenig eine geheime Halle: *feste Schranken* muß er freylich haben, die den Turner von dem blossen Zuschauer absondern. Dafür müssen die Uebungsplätze nach den einzelnen Orten und Stellen so angeordnet werden, daß sie von aussen hinreichend zu sehen sind, und sich grade von dort für den Zuschauer am besten ausnehmen. So hat alsdann jedermann hinlängliche Gelegenheit, sich durch den Augenschein von dem Wesen und Werth der Turnübungen zu überzeugen. — Die Aeltern, Lehrer, Pfleger und Vormünder der Jugend haben so die schönste Gelegenheit, ihre Kinder, Schüler und Zöglinge sich selbst überlassen unter und neben ihres Gleichen unvermerkt zu beobachten. So können sie tiefer in die Kindlichkeit der Ihrigen blicken, als wenn sie dieselben immer um und neben sich wie am Schnürchen haben. Bey zweckmässig eingerichteten Turnplätzen haben alle Leute zugleich die Mitobhuth und Mitaufsicht. Während sie zuschauen, verwalten sie zugleich eine Anwaltschaft der Sitten. Dafür müssen sie sich aber gänzlich bescheiden, draussen zu bleiben, und sich nicht müßig feyernd unter die arbeitenden Turner mischen wollen. Zärtliche Mütter und andere Verwandtinnen sind auf den Turnplatz nur im Wege. Das gibt dann Gelegenheit zu Hätscheley, Loberey, Rühmerey und Markeley, impft dadurch jugendliche Gemüther mit Eitelkeit, die sie von Grund aus verdirbt.

2. Die *Turngesetze*. *Geist der Turngesetze*. „Gute Sitten müssen auf dem Turnplatz mehr wir-

ken und gelten, als anderswo weise Gesetze.“ Die höchste hier zu verhängende Strafe bleibt immer der Ausschluss aus der Turngemeinschaft. Man kann es dem Turner, der eigentlich leibt und lebt, und sich leibhaftig erweist, nicht oft und nachdrücklich genug einschärfen, daß keiner den Adel des Leibes und der Seele mehr wahren müsse, denn gerade er. Am wenigsten darf er sich irgend eines Tugendgebodhs darumentheben, weil er tauglicher ist. Tugendsam und tüchtig, rein und ringfertig, keusch und kühn, wahrhaft und wehrhaft sey sein Wandel. *Frisch, frey, fröhlich und fromm* — ist des Turners Reichthum. Das allgemeine Sittengesetz ist auch seine höchste Richtschnur und Regel. Was andere entehrt, schändet auch ihn. Muster, Beyspiel und Vorbild zu werden — darnach soll er streben. Dazu sind die Hauptlehren: nach der höchsten Gleichmässigkeit in der Aus- und Durchbildung ringen; fleißig seyn; was Gründliches lernen, nichts unmännliches mitmachen; sich auch durch keine Verführung hinreissen lassen, Genüsse, Vergnügungen und Zeitvertreib zu suchen, die dem Jugendleben nicht geziemen. Die meisten Ermahnungen und Warnungen müssen freylich immer so eingekleidet seyn, daß die Tugendlehre keine Lasterschule wird. Aber im Gegentheil darf man nie verhehlen, daß des deutschen Knaben und deutschen Jünglings höchste und heiligste Pflicht ist, ein deutscher Mann zu werden und geworden zu bleiben, um für Volk und Vaterland kräftig zu wirken, unsern Urahn den Weltrettern ähnlich. So wird man am besten heimliche Jugendsünden verhüten, wenn man Knaben und Jünglingen das Reifen zum Biedermann als Bestrebungsziel hinstellt. Das Vergeuden der Jugendkraft und Jugendzeit durch entmarkenden Zeitvertreib, faulthierisches Hindämmen, brünstige Lüste und hundswüthige Ausschweifungen wird aufhören — sobald die Jugend das Urbild männlicher Lebensfülle erkennt. Alle Erziehung aber ist nichtig und eitel, die den Zögling in dem öden Elend wahngeschaffener Weltbürgerlichkeit als Irrwisch schweifen läßt, und nicht im Vaterlande heimisch macht. Und so ist auch selbst in schlimmster Franzosenzeit der Turnjugend die Liebe zu König und Vaterland ins Herz gepredigt und geprägt worden. Wer wider die deutsche Sache freventlich thut oder verächtlich handelt, mit Worten oder Werken, heimlich wie öffentlich — der soll erst ermahnt, dann gewarnt, und so er von seinem undeutschen Thun und Treiben nicht ablässet vor jedermann vom Turnplatz verwiesen werden. Keiner darf zur Turngemeinschaft kommen, der wissentlich Verkehrer der deutschen Volksthümlichkeit ist, und Ausländerey liebt, lobt, treibt und beschönigt. So hat sich die Turnge-

meinde in der dumpfen Gewitterschwüle des Vaterland, für das Vaterland gestählt, gerüstet, gewappnet, ermuthiget und ermannt. Glaube, Liebe, Hoffnung haben sie keinen Augenblick verlassen. *Gott verläßt keinen Deutschen* ist immer der Wahlspruch gewesen. Im Kriege ist nur heim aber nicht müßig geblieben, der zu jung und zu schwach war. Theure Opfer hat die Turnanstalt in den drey Jahren dargebracht. Sie ruhen auf den Wahlplätzen vor den Thoren Berlins bis zur feindlichen Hauptstadt.“ *)

Und auf eine würdigere Weise als mit diesen belebenden Worten des Verf. können wir wohl unsere Anzeige nicht beschließen, sie sind der Kern und das Ziel aller Bestrebungen für deutschen Sinn und Geist, an sie schliessen sich die Bemühungen anderer vaterländisch Gesinnter an, — sie haben nur Eine erhabene Siegerkrone im Auge, vor der alles Selbstische schwindet, — *das Wohl und das Heil des lieben deutschen Vaterlandes* — und daß dieses hohe Werk auch durch das vorliegende Buch, welches wir als ein *treffliches* in Wort und Sinn bezeichnen zu müssen, uns aus innerster Ueberzeugung für verpflichtet halten, gefördert werden möge, wünschen wir aus voller Seele.

Bschng.

Homiletik.

Nro. I. Rede bey dem jährlichen Dankfeste des Handlungs-Kranken-Institutes, in der Kapelle zum heiligen Joseph, am 15. May 1814. Vorgetragen von Johann Joseph Natter, des Ritterordens der Kreuzherren Commandeur, k. k. Referenten bey der Wohlthätigkeits-Hofkommission, Consistorialrath (e) und Pfarrer an der k. k. Karls-Kirche auf der Wieden. Wien, 1814. Auf Kosten dieses Kranken-Instituts, welchem der dafür eingehende Betrag gewidmet ist. S. 10 in 4. und mit einem schönen Kupfer, welcher den Altar des heiligen Joseph, als Schutzpatron des Instituts vorstellt.

Nro. II. Predigt von Friedrich Ludwig Zacharias Werner, Weltpriester und großherzoglich Hessisch-darmstädtischem Hofrath (e). Vorgetragen bey dem jährlichen Dankfeste des Handlungs-Kranken-Instituts in der Kapelle des heiligen Schutzpatrons Joseph am Pfingstmontage den 15. May 1815. Wien, bey Carl Gerold. S. 20. in 8.

*) Die eigentlichen Turngesetze können und müssen auf allen Turnanstalten gleichmässig eingeführt werden; was hier für eine galt, gilt für alle; ihre nähere Ausführung würde die Grenzen einer Anzeige überschreiten.

Zwey Predigten von zwey berühmten Männern bey gleicher Festlichkeit und an demselben Orte vorgetragen, und wovon der zweyte selbst die Aufmerksamkeit eines größeren Publicums reitzen mußte.

Nro. I. unterscheidet sich wenig von einer gewöhnlichen Predigt, leistet aber auch alles, was man von einer guten Predigt zu fordern be-rechtigt ist. Der Hr. Verf. hat sein Thema: *Dringende Ermunterungen, bey der Menge von Nothleidenden, die uns bestürmen, unsere mitleidigen Empfindungen nicht erkalten zu lassen*, ganz der Zeit und dem Orte gemäß gewählt, und solches mit Licht und Wärme durchgeführt, unbeschadet daß erst in einem dritten Theile die besondere Anwendung auf das Institut geschehen mußte. Ja wohl verarmet auch das Mitleid leicht zur armen Zeit, und wesswegen hier Verstand und Herz gleich kräftig angesprochen werden, um einem solchen Verarmen und so auch der Verminderung der Theilnahme für das Institut vorzubeugen. Es ist da alles plan, klar, verständlich.

Dafür bewegt sich aber Nro. II. um so mehr in einem heiligen Dunkel, und wofür Hr. Werner auch seinen Zuhörern die Weihe geben zu wollen scheint. Es lautet hier das Thema: *wie unser Herr und Gott, Jesus Christus, und der dieser Anstalt zunächst vorgesetzte heilige Joseph uns im Stillen verborgenen Gutesthun vorgeleuchtet haben; und wie wir diesen beyden großen Mustern still und verborgen nachrücken, und an das Licht zu kommen minder streben, als verdienen sollen.* „Lasset uns, sagt der Hr. Verf., mit dem frommen Nikodemus unseres heiligen Evangeliums, unser Vorbild den Welterlöser besuchen in der Nacht, in der Nacht nämlich seines verborgenen Lebens. Sie wollen wir bey dem Schimmer der Gnade nicht sowohl betrachten, als in dem heilsamen Dunkel dieser heiligen Vergangenheit unsere, durch zahllose Irrlichter der heillosen Gegenwart schier geblendeten, geistigen Augen zum Wiedererblicken des wahren Lichtes empfänglich zu machen streben.“ Dergleichen Stellen kommen mehrere vor: so wie Hr. Werner überhaupt seiner Dichtersprache für die Kanzel einen zu freyen Spielraum gestattet. Aber auch von Dogmatik kommt ungleich mehr, und mitunter unter sehr obsoleten Floskeln vor, als man in dieser Predigt erwarten sollte. Uebrigens ist die Ermunterung selbst zu einem stillen Gutesthun mit Hinweisung auf das Beyspiel Jesu und des heiligen Joseph, wie auch die Art, wie von den ersten Stiftern des Instituts Meldung geschieht, vortrefflich.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 55.

Dienstag den 9. Juli.

1816.

Münzkunde.

Musei Hedervarii in Hungaria numos antiquos graecos et latinos descripsit, anecdotos vel parum cognitos etiam cupreis tabulis incidi curavit C. Michael u Wiczay opere duas in partes distributo. Vindobonae typis patrum Mechitaristarum 1814. 4to. Pars prima numos regum et populorum complectens 360 S. mit 31 Kupfertafeln. Pars altera Monetam Romanorum complectens. 423 S. mit 26 Kupfertafeln. Dann: Musei Wiczay partii primae additio. 7 S. eine Kupfertafel, und Musei Wiczay partii secundae additio 5 S.

Eine Erscheinung so ausgezeichnete Art darf in diesen Blättern nicht übergangen werden: — aber ohne auf das Verdienst einer schulgerechten, vollkommen geregelten Recension Anspruch zu machen, selbst ohne durch diese Zeilen erst auf ein Werk aufmerksam machen zu wollen, das der Natur der Sache nach jedem Manne von Fach schon lange bekannt seyn muß, soll das Folgende nur ein Beweis des Antheiles seyn, den man Werken solcher Art so gerne zollt. — Seit der ersten Erscheinung dieser Beschreibung ist mit der Sammlung selbst manche Veränderung vorgegangen, eine neue Ordnung derselben dürfte nun größtentheils beendigt seyn — um desto freyer kann Rec. auf Einiges aufmerksam machen, was ihm auffiel und was jetzt gewiß schon seine Berichtigung gefunden hat: so wird No. 3052. tab. XII. 264. eine bestimmte Münze von Termessus dem Könige Perseus von Macedonien beygelegt, so gehören die Münzen No. 3481 und 3482. tab. XIV. 314 und 318 wohl nach Alexandria in der Landschaft Troas aber nicht Alexandern Könige von Epirus; so sind die bekannten Silbermünzen der Insel Aegina mit der Schildkröte hier noch immer unter Aegium Achaiae gereiht (3811. tab. XVI. 343); so gehört die Münze No. 5492. tab. XXV. 548 nach Elaea Aeolidis und nicht nach Siebentes Heft.

Sala Phrygiae, welches letztere sich in der Regel immer nur *CAAHNQN* schrieb, worauf nach Pellerin schon Eckhel besonders aufmerksam macht. Doct. Num. Vet. P. II. pag. 495. u. s. w. — Gewiß haben eben so viele unbekannte Münzen jetzt ihre gehörigen Plätze eingenommen z. B. tab. XXIX. 634. wo man ähnliche nach Pautalia Thraciae verlegt, oder auf der nähmlichen Tafel 651. die gewiß nach Caesarea Cappadociae gehört; die herrliche Münze unter den Unbekannten Großgriechenlands tab. IV. 87. dürfte wohl von Athen und die Vorstellung *Minerva seyn*, welche die verunstaltende Flöte wegwirft.

Die bekannte Münze von Mytilene, worauf Neumann *), so lange keine besser erhaltene die nöthige Aufklärung gegeben hatte, mit so viel Scharfsinn und glücklicher Gabe den Kopf des Theophanes erweisen zu können glaubte, ist hier, obschon Sestini zuerst (Lettere tom. V. pag. LXI.) und dann Sanclementi (*Musei Sanclementiani numismata selecta etc. Romae 1808. II. pag. 47.*) und Streber in seiner gehaltvollen Abhandlung (Ueber das vorgebliche Bildniß des Theophanes etc. 1813. vgl. W. L. Z. 1815. No. 37.) auf die wahre Beschaffenheit der Sache aufmerksam gemacht hatten, noch immer nach der von Neumann selbst (siehe die erwähnte Abhandlung Strebers am Ende) zurückgenommenen Angabe beschrieben. Freylich fehlte hier auch Visconti, aber ein Fehler bleibt es denn doch. Dafs übrigens, wenn auch die eben angeführten Münzen uns das Bildniß des Theophanes nicht zeigen, damit die Hoffnung solches auf Münzen von Mytilene zu finden nicht aufgegeben wer-

*) Neumann — diesen Namen nennt die W. L. Z., seit Er selbst nicht mehr unter uns weilet, hier zum ersten Male. — Dem Andenken des theuren Mannes, der mit dem festen vaterländischen Sinne, mit der hohen Würde des Charakters so reine Erkenntniß des Alterthums und so gegründetes Wissen verband, wird es an einem entsprechenden Denkmale nicht fehlen. Sein Name, sein freundliches Andenken wird noch oft in diesen Blättern wiederkehren.

den müsse, kann Rec. hier um so zutrauungsvoller behaupten, als er den Beweis davon wirklich unter den Händen hat — aber Ehre dem Ehre gebührt, die Entdeckung soll unter dem Namen des Entdeckers bekannt gemacht werden.

Prächtig sind einige Münzen, welche uns die Sammlung des Grafen Wiczay zum erstenmahle kennen lehrt, z. B. die herrliche Münze von Anaphlystus Atticae No. 3771. tab. XV. 334. deren Beschreibung aber nicht ganz richtig ist:

Sphinx ad d.) ANAPHALIS... Miles ad d. stans, d. elata, s. hastam AIII. Zum Glücke ist die Münze gestochen, und da ist es denn der bärtige Jupiter mit dem großen Götterstabe stehend, und die Umschrift: ANAΦA : ΣΤΙΩΝ. Gewiß stand in ΦA : Σ, an der verwischten Stelle ein Π und kein Ι. also ΦΑΠΣ etc., wie man diesen Ort bey den Classikern wirklich geschrieben findet. Aber wem soll man nun mehr trauen, wenn Erklärung und Kupferstich so von einander abweichen? Die Stellen der Classiker, welche sich auf dieses Anaphlystus beziehen, hat schon Cellarius gesammelt. Die Sphinx findet sich auch auf Athenischen Kupfermünzen.

Das herrliche Silbermünzchen von Tithorea Phocidis, einst in der Sammlung Neumanns, erscheint hier zum ersten Mahle No. 3701. tab. XVI. 331.

TIGO. Caput muliebre ad d. intra quadratum incusum) Caput tauri adversum. R. III. hier enthält wieder die Beschreibung das Wahre und der Zeichner hat Unrecht, denn die Münze steht als A im Kupferstiche, ist aber wirklich von Silber.

Tithorea war ein Städtchen auf einer Spitze des Parnassus gelegen, und behielt, wie man sieht, auf ihren Münzen getreu den bekannten Phocischen Typus bey.

Panormus Epiri tab. XIV. 313. nach Neumann ist eine neue Bestimmung, die aber vieles für sich hat:

Caput Jovis laureatum ad d.) ΠΑΝ. ΜΚ. et fulmen intra coronam quernam. A. III. In der Beschreibung steht: ΠΑΝ. ΜΕ., auf der Kupfer tafel hat der Künstler XK gemacht — wem soll man glauben? — auf der Münze steht aber gewifs MK.

Apollonia Cretä.

Caput Dianae ad s. a cuius tergo pharetra) ΑΠΟΛΛΩΝΙΑΤΩΝ taeda ardens, supra ceu PP. infra AA. A. III. ein niedliches Münzchen.

Von Ithaca, von welcher Insel Neumann die erste Münze bekannt machte, zeigt die Sammlung des Hn. Grafen nicht weniger als drey anecdote Stücke; ob dagegen die Münze No. 265. tab. I. g. Caput mul. ad s.) METAL AVRELIANIS wirklich nach dem heutigen Orleans gehöret, wie dort gemuthmaßet wird, dürfte kaum leicht zu entscheiden seyn.

Unvergleichlich ist in der Additio zum ersten Theil No. 698. das Münzchen von Trözene Argolidis mit dem Theseus, welcher unter der Steinmasse das Erbtheil und die Spuren seines Vaters sucht.

Es sey erlaubt hier einige Bemerkungen beizufügen, die wenigstens dem Gegenstande an sich nicht ganz fremd seyn dürften, wenn sie auch dieses Werk nicht gerade im engsten Verstande betreffen. — Allgemein erklären die Antiquare die Vorstellung, welche sich auf den Münzen der Städte von Epirus und selbst von Illyrien so häufig findet: eine Art von Spitzsäule innerhalb eines Kranzes (man vergl. nur z. B. die Münzen von Ambracia bey Mionnet No. 34. 35.) durch die Benennung Meta (und so auch in dem vorliegenden Cataloge) ohne über die weitere Bedeutung etwas Näheres anzugeben. (Eckhel T. II. pag. 161. Meta intra laureum obvius typus in numis urbium Epiri, *quoniam ejus certam causam ignoremus*). — Man darf nur die Gestalt dieser so oft wiederkehrenden Meta, dieser Spitzsäule, auf welcher oben etwas Flaches, Rundes befestigt zu seyn scheint, genau betrachten, um sich zu überzeugen, daß man die Erklärung vollkommen getroffen habe bey Max. Tyrius Diss. VIII. cap. 8, wo der Autor erzählt: Παιονες σεβασί μιν ήλιον, άγαλμα δε ήλιου Παιονικου δισκος βραχυς ύπερ μακρη ξυλη — discus brevis super longissima perlica. Man könnte nicht leicht deutlicher beschreiben — jede weitere Ausführung aber wäre jetzt wenigstens nicht am rechten Orte. — Aber wie uns hier das Zeugniß eines Alten dürfte gedient haben, die Bedeutung einer bisher dunkeln Vorstellung aufzufinden, eben so sind es an einem andern Orte gerade die Zeugnisse der Alten, welche in einer an sich klaren Sache zu Mißgriffen verleiteten. Nichts ist bekannter als die Münzen der Insel Tenedus — auf der Vorderseite ein bärtiger männlicher und ein weiblicher auf Janusart vereinter Kopf, auf der Rückseite eine Art von Doppelbeil (Bipennis). — Nun die Bedeutung der Hacke ist bald gefunden, Aristoteles, Suidas, Heraclides erzählen es ja ganz deutlich Tennes, König von Tenedus, von dem die Insel den Namen führt, habe seiner eigenen Schicksale eingedenk, die Strafe des Beils auf jeden Ehebruch fest gesetzt, daher erscheine denn nun auf der einen Seite der Münzen das fürchterliche Beil, auf der anderen aber die vereinten Köpfe. (vergl. die angeführten Stellen der Alten bey Eckhel doct. N. V. t. II. pag. 489.) Ueber das Beil selbst scheint auch Eckhel keine Zweifel gehegt zu haben, nur über die Köpfe der Vorderseite, über welche die Stimmen getheilt sind, äußert er — cum alii Graeciae populi deos aut heroas spectandos in moneta exhi-

berent — müsse man auf diesen Münzen von Tenedus auch Etwas ähnliches vermuthen, und er bleibt sodann bey der Meinung stehen, es könne wohl Tennes mit seiner Schwester Hemithea seyn, quos sanguis, amor et idem periculum junxere, welchen von den Bewohnern der Insel auch gleiche Ehre gespendet worden sey. Aber eben was man für das Ausgemachteste hielt, die Bedeutung des Doppelbeiles auf der Rückseite, die ist wohl am wenigsten gesichert. Schon die Alten stimmten darüber nicht alle überein, namentlich Plutarch und Conon (vergl. Eckhel a. a. O.) — aber sonderbar muß es doch jedem erscheinen, dieß nähmliche Beil auf den Rückseiten so vieler Städte Cariens, als: Alinda, Euromus, Parasa u. a., ja dasselbe auf den Silbermünzen der Könige von Carien und auf denen der Stadt Mylasa so gar in den Händen des Jupiter Labrandensis wieder zu finden? Werden wir da auch überall nur Ehebruch sehen? auch selbst, nachdem wir aus Plutarch (quaest. Graec. XLV.) die Ursache warum dieser Jupiter Labrandensis gerade diese Waffe führt, erfahren können? — Wie nun, wenn das Tenedische Doppelbeil sich ebenfalls auf unsern Jupiter Labrandensis bezöge? in den Köpfen der Vorderseite wenigstens erkennt jeder, der sich nur ein wenig, z. B. die Silbermünzen von Elis mit den abwechselnden Bildnissen bald des Jupiter und bald der Juno zu vergleichen bemüht, ohne Anstrengung den belorberten Kopf des Ersteren, und das mit dem Diadem gezierte Haupt der Himmelsköniginn. — Selbst wenn man zweifeln wollte, wie die Bewohner der Insel Tenedus zu dem Jupiter Labrandensis der Karier kommen, würde man bey Herodot I. 69., wo er die Verbreitung dieses Dienstes über ganz Mysien und Lydien anführt, einige Beruhigung finden können: ἀποδεικνύσι δὲ ἐν Μυλασσόισι Δίος Κάρια ἱερὸν ἀρχαῖον, τὰ Μυσοῖσι μὲν καὶ Λυδοῖσι μετέστι, ὡς κασιγνητοῖσι εἶσι τοῖσι Κάρσι.

Es würde die Grenzen einer Recension, welche ihrer Natur nach nur Andeutungen enthalten kann, bey weitem übersteigen, wenn man etwa Anspruch machen wollte, Alles auszuheben, was die Sammlung des Hrn. Grafen Ausgezeichnetes, und für die Wissenschaft Wichtiges darbiethet — und eben so reich an herrlichen Stücken in allen Metallen wie der Erste, ist auch der Zweyte Theil des vorliegenden Werkes, welcher die römischen Münzen der Familien und Kaiser begreift. Rec. beschränkt sich, aus diesem Theile nur das eine auf der vorletzten Tafel dieses Bandes tab. XII. 7. abgebildete, auf beyden Seiten zugespitzte Bleystück (eine Glans) auszuheben, obschon es nichts weniger als eine Münze ist, und eigentlich diente um von den Schleudern gegen den Feind ge-

worfen zu werden. Dieses Stück gewinnt durch die griechische Aufschrift, welche es in zwey Worten enthält: ΝΙΚΗ auf der einen, ΑΘΗΝΙΜΟC (sic) auf der andern Seite, (Sieg des Athenio) einen ächt historischen Werth; denn dieser Athenio ist, wie im Werke selbst sehr richtig angegeben wird, gewiß ein und derselbe mit jenem, welcher in Sicilien Anführer der Selaven war, als sich diese im J. R. 651. auflehnten und mühsam genug von dem Consul Aquilius Florus endlich bezwungen und aufs neue gebändigt wurden. — Es ist eigen, daß die Alten diese Art von Wurfgeschütz, die glandes, so häufig mit Aufschriften, wenn gleich nur in einzelnen Worten, zu belegen pflegten — so hat Gruter MCLVIII drey solche Stücke, glandes veteres, magnitudine ovi columbini, erutae prope Truintum fluvium mit folgenden Aufschriften:

FVGITIVI
PERISTIS

| ITAL | GAL |

Eine ähnliche Glans von Bley mit dem Nahmen der Stadt KATANA hat Paruta (Sicilia Numismatica) tab. XXXI und man kann dort noch den Commentar von Havercamp vergleichen pag. 211. Livius XXXVIII. c. 21. erzählt von den Galliern, welche bey den größten Verwundungen gleichgiltig blieben: quum vero aculeus sagittae aut glandis abditae introrsus, tenui vulnere in speciem, urit, et scrutantes, qua vellant, telum non sequitur — tum in rabiem et pudorem tam parvae perimentis pestis versi, prosternunt corpora humi etc. etc. — In dem englischen Werke: A Journey through Albania and other provinces of Turkey in Europe and Asia to Constantinople von B. J. Hobhouse (vergl. W. A. L. Z. 1814. No. 84. pag. 1341) wird auch eine Glans beschrieben, mit der Aufschrift: ΔΕΞΑΙ ΦΙΛΙΠΠΩ.

Nun noch einige allgemeine Bemerkungen über diesen Catalog. Rec. muß gestehen, daß es ihm auffiel, eine Menge Münzen vergrößert gestochen zu sehen, mit beygegebenem Maßstabe der wahren eigentlichen Größe. — Zu was eine Behandlung, die nur in der Kindheit unserer Wissenschaft, wo man die Sachen dadurch besser zu versinnlichen glaubte, zu entschuldigen war, in unseren Tagen zurückrufen? Auch ist es unangenehm, daß man durch fast gar nichts geleitet wird, die Münzen der Kupferplatten auf den Text und die Beschreibung zurückzuführen, obschon überall Zahlen beygesetzt sind; wenigstens manche Münzen würde man da nicht suchen, wo man sie endlich beschrieben findet. Man stößt auf sehr viele Druckfehler — gleich Anfangs heißt es: *νευ εν αγιοις*, etc. Das Latein ist dem Gegen-

stande nicht angemessen, Ausdrücke wie *frustum vix unum etc. cooperatores etc.* wären besser vermieden u. s. w. — und diese Unvollkommenheit, diese wenige Vollendung des vorliegenden Catalogs, dem die letzte Hand und Reife zu fehlen scheint, bemerkt man um so mehr, als die Sache selbst, die uns vor Augen gestellt wird, die Sammlung des Hrn. Grafen, ein herrliches Ganze ist, das seinem Besitzer zur hohen Ehre gereicht. Die Folgenreihen der römischen und griechischen Münzen gleich zahlreich, gleich gewählt, beydegleich reich an den ausgezeichnetesten Stücken. Was hier ein Vater ruhmvoll begann, hat der Sohn und jetzige Besitzer noch rühmlicher zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gehoben. Die Art, wie diese Sammlung von jeher den vorzüglichsten Männern Oesterreichs in dieser Wissenschaft, offen stand, gereicht dem edlen Besitzer gewiß zum größten Lobe, so wie eine, wenn auch noch so kurze Geschichte dieser Sammlung, welche der Leser nur ungern vermisst, das schönste Gemälde jenes lebendigen von gehöriger Einsicht und Sachkenntniß geleiteten Eifers geben müßte, womit der jetzige Besitzer sich zur Vermehrung und Vervollkommnung derselben aus den verschiedensten Ländern hundert Quellen mit edler Freygebigkeit zu öffnen wußte. Die Herausgabe des vorliegenden Catalogs selbst ist ein eben so preiswürdiges als dankwerthes Unternehmen, welches durch die große Anzahl der Kupfertafeln ein eigenes Verdienst erhält, und weit entfernt ihre Zahl vermindert sehen zu wollen, erschöpfen sie noch lange nicht alles, was die Sammlung des Grafen Schönes und Ausgezeichnetes enthält. Man kann den Dienst, der durch diese Kupfertafeln der Numismatik überhaupt, besonders aber dem Anfänger und dem Liebhaber, denen kein großes Cabinet zu Gebote steht, geleistet wird, nicht verkennen, und wenn diese Zeilen Manches freymüthig rügten, geschah es nur, weil man großgedachte Unternehmungen gerne mit entsprechendem Erfolge gekrönt sähe.

Mit einem Aufwande von Jahren und Kosten sucht man Münzdenkmäler auf, legt große Sammlungen an, arbeitet an Verzeichnissen, Beschreibungen u. dgl. — jene Frage des trocknen Römers: *Cui bono?* darf uns nicht schrecken. Diese kleinen Denkmäler, die aber einen Zeitraum von zwey Jahrtausenden umfassen, sind lebende Zeugen ihrer Zeit, liefern ein Gemälde treuer, ergreifender als jede Schrift es vermag. Einmahl dem gegenseitigen Verkehr der Handelsthätigkeit, dem Erfindungsgeiste der Völker entsprossen, begleiten sie dieselben treu durch alle Veränderung ihrer Schicksale. — Küsten, die jetzt tiefe Nacht der Armuth und roher Barbarey beschattet, wie

bevölkern sie sich nicht in den ältesten Jahrhunderten mit den reichsten numismatischen Städten — die Städte der Küsten Thraciens, Macedoniens bis zum äußersten Ende des Bosphorus Cimmerius (Panticapaeum), und von da bis zum entlegenen Cyrene — wie prangen sie nicht mit den schönsten Denkmählern in Gold und Silber von dem feinsten Griffel gegraben? Da sind jene Mutterstaaten, die ganze Reihen blühender Töchterstädte gründeten, da sind jene Colonien, die ihre Mutterstaaten an Größe und Wichtigkeit übertrafen. Und wie einfach sind jene ältesten Denkmähler — ganz wie der Geist ihres Jahrhunderts. — Eine kurze Aufschrift sagt: diefs ist *Bisaltische*, diefs *Thespioche*, diefs *Nagidische* Münze u. s. w. (*ΒΙΣΑΛΤΙΚΟΝ. ΘΕΣΠΙΚΟΝ. ΝΑΓΙΔΙΚΟΝ. ΦΕΝΙΚΟΝ. ΤΕΡΕΙΚΟΝ.* etc.), alles andere ist dem Bildnisse und den Attributen der Gottheiten geweiht, unter deren Schutz der Bewohner seinen Vaterstaat, wie sich und sein Vermögen setzte. — Aber die Zeiten bleiben nicht so, ein selbststüchtiger Geist entartet die Menschen, häßliche Zwietracht überschwemmt mit Krieg die Gefilde der bewohnten Welt, bis mit siegenden Waffen eine fremde, harte, rauhe Nation den Weltkreis zu ihren Geböthen zwingt. — Da gibt es nur einen Willen — das rauhe Gesetz Roms, nur einen Zweck — seine Bereicherung. — Treu folgt die Münze dem Schicksale ihrer Länder; jedes edlere Metall muß man fernerhin nur mehr in Rom suchen, das arme, gedrückte Griechenland hat kaum noch Kupfer — aber auch dieses noch belehrend preiset nun entweder den Ruhm alter Sagen, oder noch glücklich erhaltene Ueberreste ehemahliger Größe, oder Vortheile der Lage und Gaben der Natur z. B. prächtige Münze von Pautalia Thraciae mit den vier Genien *ΧΡΥΣΟΣ. ΑΡΓΥΡΟΣ. ΣΤΑΧΥΣ. ΒΟΤΡΥΧΟΣ* und dem liegenden Flußgotte Strymon zur Bezeichnung der Gold- und Silbergruben in der Nähe der Stadt, ihres glücklichen Ueberflusses an Wein und Getreide, und der gesegneten Lage an einem mächtigen Flusse; — wo findet der Geograph auf kleinerem Raume gehaltvollere, mehr ansprechende Belehrung?

S.

Oekonomie.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen. Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, des Forst- und Jagdwesens im österreichischen Kaiserthume. Mit Theilnahme der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde zu Brünn.

herausgegeben von dem ehemahligen Redacteur des patriotischen Tagesblatts, *Christian Carl André*, Wirthschaftsrathe etc. etc. — Jahrgang 1814 und 1815. Prag, im Verlage der Calveschen Buchhandlung.

Herr Christian André hat sich in der österreichischen Monarchie um die Landwirthschaft vielfache Verdienste erworben. Er verdient erstens allen Dank der Gegenwart für die Herausgabe des vorliegenden ökonomischen Journals; denn, im ganzen ungeheuren Umfange der österreichischen Länder konnte keines gedeihen. An Versuchen mangelte es zwar nicht; selbst in der Residenzstadt Wien fingen manche an ihren Kopf hervorzustecken; allein dieß waren ephemere Erscheinungen, deren Entstehung kaum Jemand bemerkte, und die mit einem 24stündigen Leben ins finstere Grab ewiger Vergessenheit sanken. Zweytens ist er der Mann, der in einem der wichtigsten Zweige — der Schafzucht nämlich — viel Lermen macht. Sollte derselbe indessen nichts weiter als blosser Lermen seyn, so läßt sich nach dem Gange unsrer Weltereignisse doch hoffen, daß jener Lermen vielleicht itzt *parva scintilla* ist, quae magnum excitabit incendium. Brennt es dann in jener späten Nachwelt einmahl lichterloh und wirft der große Brand einen wohlthätigen Schein um die Nachbarn her: so möchte es sich wohl schicken, daß ein philosophischer Forscher der Culturgeschichte fragt: Wo ist die erregende Ursache dieser glänzenden Wirkung? Einem solchen dient dann hier zur Antwort: Suche sie in dem Treiben und der immer regen Thätigkeit eines Mannes, welcher Christian André hieß, im 19. Jahrhundert lebte und wirkte, der für uns Zeitgenossen recht viel zusammenschrieb, und welcher, wenn er weniger geschrieben und sich mehr Mühe für ein literarisches Kind gegönnt hätte, auch wohl Producte zu liefern im Stande gewesen wäre, die bis zu Euch hinab gelebt hätten. Sollten wir nun beynahe tadeln, daß er nicht den Entschluß faßte, für die Ewigkeit zu schreiben: so müssen wir ihm auf der andern Seite doch das Recht lassen, daß er für uns manches Gute und Nützliche sammelte, und daß er als Redacteur landwirthschaftlicher Zeitschriften, die uns ein so hohes Bedürfnis sind, im Ausharren und in der Standhaftigkeit einzig in unserer Monarchie ist. Ist es des Himmels Wille, daß kein Rückgang in der Cultur Europa's statt findet, und daß wir uns den Zeiten der Sündfluth in keinerley Hinsicht annähern dürfen: so hoffet Rec. von der wachsenden Publicität, in die das Individuelle des Wirthschaftsbetriebes hineingezogen wird, unendlich viel Gutes. Was dürfte nicht

selbst für die arme Contribuenten-Casse Großes daraus resultiren, wenn ihre Leiden immer mehr und mehr aufgedeckt zur allgemeinen Kenntniß kämen? Darum also noch einmahl recht viel Dank dem Herausgeber der ökonomischen Neuigkeiten! Und sollte auch das vom Anonymus im Jänner-Hefte 1814 angeführte und vor anderthalb hundert Jahren schon von dem großen Staatsmanne Horneck so wahr ausgesprochene Urtheil

Cantantur haec, clamantur haec,
Dicuntur, audiuntur,
Scribuntur haec, leguntur haec,
Sed lecta negliguntur!

auch noch itzt gelten: so wünschet Rec. um so eifriger, um so herzlicher dem Herrn Wirthschaftsrathe André zur Fortsetzung dieses Journals — — — Muth und Freunde!

Ueber den Plan und die Einrichtung dieses Journals enthält sich Rec. das zu sagen, was in allen möglichen Zeitungsbeylagen und Flugschriften so ausführlich anzuzeigen nicht im mindesten versäumt ward. Rec. hält sich an die Neuigkeiten selbst, sucht nichts anders als Neuigkeiten, und will das Publicum durch die nähere Beleuchtung dieser Neuigkeiten in den Stand setzen, selbst über den Werth dieser Zeitschrift abzurtheilen.

Eben dieser bemeldte Anonymus spricht Nro. 2 über die großen Lücken der Weincultur in Ungern. Dieser fortgesetzte Aufsatz findet die Krankheitsursache

1. darin, daß wir noch keine praktische Schule für den Weinbau, haben. Die Theorie des berühmten Mitterpachers findet zwar Anonymus herrlich, aber leider fehlt noch die *aurea praxis*. Er meint also eine theoretisch-praktische Weinbauschule. Allein es steht ihm das Hindernis entgegen: daß in Ungern *gar keine Schulen* gedeihen. Warum? Erstlich meint er, weil man von denen, die schon da waren, fast gar keinen Gebrauch gemacht hat, und zweytens, weil man sie nicht gehörig unterstützte. Rec. möchte lieber sagen, weil die Menschen in Ungern in keiner solchen Lage sind, daß sie von den Schulen Gebrauch machen wollen und Gebrauch machen können.

Was der Verf. von dem edlen Stifter der untergegangenen Szarvaser praktisch-ökonomischen Schule sagt, wie er, statt wirksam, der Hofresolution gemäß, unterstützt zu werden, mit einem Adels-Diplom und mit Belobungs-Decreten abgefertigt wurde, wie er — der unvergeßliche Teschedik — über 22000 fr. in Silber und Gold eigenes Vermögen daran gewandt habe, und nun für Weib und 9 Kinder, um ihnen Brot zu schaffen, predigen, Todte begraben und Collecten

singen muß — — — ist sehr wahr, aber herzzersehrend. Wie auf gut türkisch dieses Institut behandelt werden mußte, schliesse man aus Teschediks eigenen Worten: „und die praktisch-ökonomische Lehrmethode nebst der lieben guten Industrie muß kraft einer Bauern — Determination — — — aus der Schule ins — — — exilium wandern! —!“ „Man lese ferner Teschediks Warnungen für die Errichter einer praktisch-ökonomischen Industrie-Schule in Ungern, um das Urtheil des Rec. ganz wahr zu finden. „Es fange ja keiner an, heißt es, bis er nicht Sicherheit hat, daß unwissende der Landwirthschaft und der Pädagogik ganz unkundige Leute die neue Pflanzung nicht ruiniren dürfen, bis nicht die Versuchsfelder keine maliösen Invasionen von Menschen und Vieh zu befürchten haben.“ Bis nicht die höchsten und hohen Landesstellen, schließt er, die Grundherrschaft, das Comitatz und die Gemeinde alles assecurirt haben — rühre ja, Freund, diese Art von Schul-Reform mit keinem Finger an. Ich überlasse nun, fährt er fort, die armen Dorfschulen ihrem traurigen Schicksale. Medicos imitabor, qui nihil proficientibus Pharmacis morituro aegro libenter omnia ultro concedunt. Ich bitte meinen Gott, daß er sich der armen Land-Schulen erbarmen wolle, *da sich die Menschen ihrer nicht erbarmen*; daß er ihnen verständige, der reellen Wissenschaft kündigere Vorsteher und Lehrer schenken möge. Durchdrungen bethet Rec. mit Teschedik. Domine, exaudi voces nostras!

2. sagt Anonymus: „Wir haben noch keine Anstalt, gute Weinzettel zu erziehen etc.“
3. Wir haben noch keine Weingarten-Polizey. Rec. fügt hinzu: „*Wir haben noch gar keine Polizey in Ungern!*“
4. Wir haben noch keine vollständige Sammlung und Beschreibung der inn- und ausländischen Traubensorten.
5. Wir haben noch keine topographische Beschreibung jener Gebirge und Berge, die vorzüglich zu Weinland taugen.
6. Wir haben auch noch im 2. Decennio des 19. Jahrhunderts keine pragmatische Geschichte des Weinbaues in Ungern.
7. Wir machen noch keine Reisen im Lande, noch weniger ins Ausland, um den bessern Weinbau zu uns zu bringen.
8. Wir haben noch keine Weinbaugesellschaft in Ungern! etc. Daß wir dieß Alles richtig und wahr noch gar nicht in Ungern haben, kommt leider daher, theurer Anonymus! daß wir noch so vieles, gar so vieles von den Principal-Dingen nicht in Ungern haben!

Trojans Aufsätze fand Rec. recht brav. Er

spricht sich als ein schätzbarer Praktiker aus. Seine Beobachtungen über den Erbsenbau Nro. 10. Februar-Heft 1814 sind lesenswerth; er übernimmt darin die Vertheidigung derselben gegen jene, welche behaupten, daß die Erbsen den Boden stark aussaugen, daß das darnach gebaute Korn schlechter als nach reiner Brache gedeihe. Trojan setzt den Gegenstand so leicht und präcis aus einander, wie es kein Theoretiker, der bloß aus Büchern spricht, zu thun vermag. Ueber die solide Denkungsart dieses Mannes gibt folgende Stelle schönen Aufschluß: „Will man eine Wahrheit im ökonomischen Fache suchen, so muß man lange mit Beobachtungsgeist angestellte Versuche und hieraus entstandene Erfahrungen zu Rathe ziehen, sich weder von einer Lieblings-Idee beherrschen, noch vom Abneigungsgeist beirren lassen — zwey Titanen, welche schon lange der ökonomischen Industrie die größten Fesseln anlegen, dem Herrn sehr oft großen Schaden bringen, der Menschheit höchst nachtheilig sind, und daher mit aller Anstrengung verdrängt zu werden verdienen — den Ursachen soviel als möglich nachspüren, und seine Ideen der Welt bekannt machen. Auf diesem Wege nur ist es möglich, wenn es von mehreren geschieht, diese holde Göttin zu finden, die hier, so wie in vielen andern Fällen gewöhnlich vor der Nase sitzt.“ Rec. gratuliret der Herrschaft Lischna zu diesem Oberbeamten, der so denkt und so gut spricht.

Der Aufsatz über Verpachtungen, der bis ins Aprilheft 1814 geht, enthält nebst vielem Guten und Brauchbaren auch viele engbrüstige und höchst beschränkte Ansichten. Soviel ist richtig, daß Herrschaften in einem Lande, wo die Bevölkerung noch weit zurücksteht, durch eine kluge Verpachtung mehr einnehmen als durch eigne Bewirthschaftung. Wenn ein Gut z. B. aus mehreren Meyerhöfen besteht, welche einzeln an Pächter abgetreten werden, die sonst unter einem einzigen Wirthschaftsamente standen: so wird eine *einzig* Aufsicht in so viele getheilt; Grund und Boden wird bis auf den kleinsten Fleck benützt, jeder geringe Zweig hervorgesucht, der eintragen kann — was bey einer *General*-Amirung nicht möglich ist und nicht seyn darf. — Daher kommt es, daß auch der Pächter mehr anzubieten im Stande ist als der herrschaftliche Provent-Extrakt ausweist. In Ungern müßte eine weise Verpachtung nach Meyerhöfen den wohlthätigsten Einfluß auf Bevölkerung, auf höhere Körner-Production, auf edle Viehzucht und überhaupt auf die gesammte Landes-Cultur äussern.

Nro. 18. im April-Hefte 1814 erscheint ein „*Etwas* zur Beantwortung der Frage: Wie die

itzige allgemeine Noth recht bald wieder in Wohlstand verwandelt werden könnte? „Ja, wahrhaftig! Solche *Etwas* können wir brauchen, wenn sie nur gewiß zu *Etwas* führen. Vederemo!

Der Verf. gibt gleich Anfangs durch die Empfehlung seines ersten Mittels zu verstehen, wo er das Pferd aufzuzäumen gewohnt sey. S. 139 sagt er: „An unzählig viel Orten sind mehr oder wenige große Flächen Landes unter dem Nahmen Lehden, oder Anger, oder Hutweiden, welche entweder gar nicht, oder lange nicht so gut als möglich benutzt werden.“ Rec. setzt den Grund dazu: Weil sie der Einzelne nicht aufheben kann, und die Staatsverwaltung einseitig nicht aufheben darf, ohne die Bauern zu Grunde zu richten.“ — Bald soll die Gemeinschaft des Eigenthums, fährt er fort, „bald die Unentbehrlichkeit der Huthung, bald die Untauglichkeit des Bodens, bald die zu große Entfernung dieses Wüsteliegen unvermeidlich machen. Vorurtheile, nichts als Vorurtheile!“ ruft der Verf. mit einer Sicherheit aus, „als säße er schon vor den fertigen Theilungs-Charten der europäischen Gemeinweiden. „Wenn nur guter Wille, Eifer für das Gemeinnützte, und unermüdende Thätigkeit mit den erforderlichen Kenntnissen — (welche letztere Rec. dem Verf. gutmüthig anwünscht) — unter den Menschen sind: so werden bald *fruchttragende Auen (!)* aus solchen Wüsteneyen werden.“ Da bewundere man, was alles aus den Hutweiden werden kann. Der Verf. läßt sie nur da noch passiren, wo veredelte Schäfereyen gehalten werden. Da muß der Bauer noch schon länger den Unfug und den Schaden dulden, wenn die Herrschaft sich Nutzen davon einbilden kann. Ueber den Plan der Theilung und der Urbarmachung will sich der Verf. — wahrscheinlich aus sehr hohen und sehr guten Gründen — gar nicht einlassen.

Nun kommt der Verf. Johann August Blume, gräfll. einsiedl. Secretär „auf zum Theil *neue*, und noch weniger gewürdigte“ — (dies ist mit ganz funkelneuen Sachen so gewöhnlich der Fall) — „obgleich vor den Füßen liegende, meistens *fast gar nichts kostende Hilfsquellen* des Reichthums aus dem Mineral-Reiche.“ Das gibt eine wohlfeile Methode zur Erlösung von allem Uebel! Europa ist schon dafür ganz Ohr! Man höre:

1. Muß man, um in *kurzer Zeit* die gemeinnützlichsten Fossilien kennen zu lernen, Voigt, Völker, Caucrin, André lesen! Diese gewähren, nach seiner Ueberzeugung die beste Belehrung.
2. Eine *fast gar nichts kostende Hilfsquelle* ist ein Torfbruch! — (Risum teneatis)! — „Oft, sagt er, haben Wiesen ein starkes Torflager; da

könne man ja nichts Bessers thun, als Gräben mit gehöriger Böschung anlegen so tief als es nöthig ist, und das Gefälle es erlaubt, den dadurch aufgegrabenen Torfboden zusammenhäufen, trocknen lassen, und zu Asche brennen, die man gleich auf die Wiese ausstreuen kann!“ Das heißt ich mir einen goldenen Rath! Herr Blume ist mit einer Schaar Teichgräber zum Grabenziehen beym Rec. eingeladen!

3. Muß man den Mergel benützen.
4. Kalk und Gyps graben.
5. Wiesen schwemmen, Erde auf Wiesen aufführen, gute Bausteine aufsuchen, in Zukunft besser Ziegel brennen, den Lehm zu Mauern und Wellerwänden brauchen. Auch muß man sich nicht im Bauen übereilen, nicht die Balken einlegen und das Gesperre *aufsetzen*, ehe die Lehmmauern fertig sind!!

Dies sind nach der Ueberzeugung des Verf. die vorzüglichsten Mittel, um recht bald aus der *allgemeinen Noth in Wohlstand* zu gerathen. Rec. danket einstweilen im Nahmen aller Völker

1. für die unentgeltliche Mittheilung dieser *arcana*.
2. schmolzt er im Nahmen derselben mit dem Verf., ein vorzügliches Heilmittel, das Schatzgraben nämlich, gänzlich unterschlagen zu haben.

Eines von den letztern Recepten gegen die allgemeine Noth ist freye Ein- und Ausfuhr. Preussen ist hierin das *große helleuchtende Licht!* In Preussen sind die kameralistischen Kenntnisse zu Hause! Wir gewisse Länder müssen uns Preussen zum Muster nehmen. Potz Preussen und kein End! Vor lauter Preussen und Preussen wird man bald nicht mehr wissen, daß ein Oesterreich auf der Welt war. Der Verf. fängt endlich an, ganz ordentlich zu sticheln: „Hierin, sagt er, zeichnen sich die preussischen Staaten vor Andern aus; dort findet man die meisten Kameralisten; aber in andern Gegenden habe ich — (nun weint Herr Blume) — sehr oft die Bemerkung gemacht, daß man hierin noch sehr zurück, so daß viele angesehene Männer, *sogar vom gelehrten Stande* nicht einmahl ahnden, daß Kameralistik die nützlichste, folglich die ehrwürdigste unter allen Wissenschaften *nach der Theologie* ist. Ob der Professor der politischen Wissenschaften in Wien dieses gescheidte preussische Kind für ein politisches *a b c* brauchen könnte, zweifelt Rec. — Wie kann Herr André ein solches preussisches Gesudel in seine Blätter aufnehmen? Warum hat Herr André gerade hier seine sonst meistens übel angebrachte Noten-Methode nicht *applicirt*? Zum Beschluß will der Verf. den *Krieg* abgeschafft haben! Kants ewiger Friede soll sobald als mög-

lich eingeführt werden! Gebe der Himmel, daß die preussischen Individuen sich insgesamt ja recht lange an dieses Glaubensbekenntniß halten mögen — Amen!

Im May-Hefte 1814 Nro. 23 wird der Leser mit einem Zweykampf unterhalten. Der Herausforderer ist ein Anonymus; der Angriff wird auf *André* gemacht; ein Secundant des Redacteurs zieht aber eigentlich vom Leder, und schlägt sein Leben für ihn in die Schanz. „Sind Sie auch ebenbürtig mit dem Herrn Herausgeber? schreyt Secundant zu.“ „Haben Sie auch nur den zehnten Theil des Verdienstes um Verbreitung der Aufklärung im österreichischen Staate sich erworben, als der, den sie *verkappt* angriffen? und wenn das nicht ist, wer gibt Ihnen ohne solches Verdienst das Recht, auf bloßen Schein hin, leichtsinnig den Charakter eines öffentlich mit großem Nutzen wirkenden Mannes öffentlich anzutasten? Aber die Hand aufs Herz, machte Ihnen im Ernst die vermeintliche Unbescheidenheit des Hrn. Rath André so viele Scrupel? Hat er wohl nicht ein größeres Verbrechen begangen, das — Sie nicht zu nennen?“ u. s. w. So viel man aus der Sprache des Secundanten entnehmen kann, läßt sich kaum zweifeln, daß derselbe Mit- und Kampfgenosse des vor Kurzem herrschenden Ritterbundes zu Seebenstein nächst Wienerisch-Neustadt war, und daß er dort auch vor den Kampfrittern eine glückliche Ahnenprobe bestand. Rec. macht den Herausgeber aufmerksam, einen bübischen Ton in seiner Zeitung durchaus nicht zu dulden. Das ist die Klopffechters Manier eines betrunkenen Jenenser Studenten. Die Antwort meines Secundanten hätte mich als Redacteur mehr beleidigt als der Angriff selbst, weil sie alle Bescheidenheit verletzt. Will Hr. André dem Rathe des Rec. folgen, so wird er durch selben auf 3 Punkte in Betreff seines *Journals* erinnert: a) Die Aufsätze und Einsendungen müssen sich durch einen soliden männlichen Ton auszeichnen, b) Muß Hr. André eine strengere Auswahl derselben treffen, c) Wird Hr. André gebethen, in Zukunft seine Noten wegzulassen. Diese Noten-Methode veranlaßt den Glauben, als wollte André den Staatsrath Thaer in seinen Annalen nachahmen. Noten wie diese z. B. „ganz falsch!“ Mit dem Verf. nicht einverstanden! „Ich dünkte das gerade Gegentheil! Dieser Vorschlag ist gut!“ u. dgl. stehen nur einem Manne an, der als der Größte in Theorie und Praxis verehrt wird. Ja,

nach dem Geschmacke des Recensenten hätten sie auch vom Thaer unterbleiben können, weil auch der Größte seines Faches kein Lob oder keinen Tadel ohne Begründung hinsetzen soll. Es gibt keine Monarchie im Reiche des Wissens. Hier allein kann nur Freyheit und Gleichheit regieren!

Der k. k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues sind wir für die Mittheilung ihrer Versuche mit der Vösendorfer Saatharke von der Erfindung des im Stillen so berühmten Regierungsraths Jordan besonders Dank schuldig. Sie tragen gewiß zur schnellern Verbreitung dieses nützlichen Instruments bey.

Die im Juli-Hefte S. 255 gegebene Nachricht von der durch den Straffen-Commissär Veit Uga-zy erfundenen Säemaschine kann nicht interessieren; der Benachrichtiger ist kein accreditirter Zeugnisaussteller. Der Herausgeber André beliebe nähere Erkundigungen einzuziehen, ehe man die Landwirthschaft einladet, für selbe viel Geld umsonst hinauszuerwerfen.

Ehe Rudolph André Sohn, im September-Hefte 1814 S. 325 sich mit dem ausgezeichneten Professor Schwab in Streit einließ, hätte er früher Mehreres bedenken sollen, das ihn dann ganz gewiß von einer unüberlegten prostituirenden Handlung zurückgehalten hätte. Man höre das Chaos von Vorstellungen S. 325: „Wenn wir eine Urkraft glauben, und der Vernunft zufolge glauben müssen, die alles, was menschlicher Sinn wahrnimmt, von Ewigkeit her gebildet und ewig fortbilden wird; wie reimt sich damit die Idee, daß die Erde, die doch nur Wirkung jener Urkraft ist, in so fern wir Menschen sie wahrnehmen können, an Bildungskraft verlieren könne? Diese Bildungskraft kann nicht anders als in immer gleichem Grade bestehen; aber die Individuen, die gebildet werden, können wohl darum nicht mehr mit allen Eigenheiten der Urbilder (Stammindividuen) erscheinen, weil jene Körper, deren sich die bildende Kraft bedient, dem Individuum das Daseyn zu geben, aus was immer für Ursachen ausgeartet sind, d. h. ihre ursprüngliche Structur geändert haben; und die bildende Kraft der Natur auf sie nicht mehr auf die nämliche Art einwirken kann, als sie es auf die vollkommenen Stamm- oder denselben gleichen Individuen konnte.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 56.

Freitag den 12. Juli.

1816.

Oekonomie.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen. Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, des Forst- und Jagdwesens im österreichischen Kaiserthume. Mit Theilnahme der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde zu Brünn, herausgegeben von dem ehemaligen Redacteur des patriotischen Tagesblatts, *Christian Carl André*, Wirthschaftsrathe etc. etc. — Jahrgang 1814 und 1815. Prag, im Verlage der Calveschen Buchhandlung.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser sollte, um aus den Erscheinungen der Natur zu abstrahiren, bedenken, daß die Formen ihrer Wesen von Ewigkeit festgesetzt sind, daß nichts sie ändern kann, daß sie allen äußern Einflüssen widerstehen, daß sie, ungeachtet aller Veränderungen des Clima's, des Bodens, der Nahrung u. s. w., ihre ersten Grundformen behalten, welche die schaffende Natur ihnen schenkte. Dadurch sind die Gattungen und Arten unabänderlich bestimmt, daß sie unter allen Umständen ihre Urwesenheit beybehalten. Das beständige und unveränderliche Bild der Arten liegt in der Kette der Wesen entfaltet vor uns. Das Wesen der Abarten und Mißgebilde aber ist ein Charakter von Unbeständigkeit und Veränderlichkeit. Ausser richtigen Vorstellungen hierüber besteht nur ein Geschwätz. Die arabischen Pferde, angenommen als Urrace, mögen daher noch so lange in Ungern seyn und ungerische Behandlung genießen: so werden sie immer Araber bleiben, wenn keine Geschlechtsvermischung vorgeht. Andere äussere Einflüsse können zufällige Eigenschaften creiren, oder hinwegnehmen, aber keine Grundform aufheben. Siehe darüber Gallezio's Theorie etc. etc.

Siebentes Heft.

S. 334 löst Rudolph André die Frage: „Worin der Grund liege, daß Wintergetreide nach Kartoffeln selten gedeihe?“ wie es scheint nicht gründlich genug: „Mit weitmehr Wahrscheinlichkeit glaube ich den Grund des Mißrathens der Winterung — sagter — nach Kartoffeln bloß im Klima einer Gegend gegen die andere suchen zu dürfen, und glaube, daß da, wo der Winter früher eintritt und länger dauert, nach Kartoffeln bloß Sommergetreide, da aber, wo er später beginnt, und früher endet, recht gut auch Wintergetreide mit größtem Vortheil gebaut werden kann. In einem rauheren Klima, wo die Kartoffeln, da sie später gelegt werden müssen, auch erst im späten October herausgenommen werden können, wenn sie anders auswachsen sollen, kann da wohl eine Wintersaat nach Kartoffeln bey dem nothwendig späten Anbau noch gedeihen? Sie kann nicht anders als höchst mittelmässig ausfallen. In einer wärmeren Gegend aber fällt dieser Umstand weg, die Wintersaat kann zeitig genug in die Erde gebracht werden, und warum sollte sie auch dann nicht gedeihen?“ Der Verfasser muß über diesen Punct lediglich die Erfahrung sprechen lassen, und dann erst für diese um eine Erklärung besorgt seyn. Rec. lebt in einem viel wärmeren Theile als jeder mährische Landstrich. Rec. baut nun durch 9 Jahre immer einen kleinen Versuchsflack auf verschiedenen Böden mit Kartoffeln, bloß in der Absicht, um einmahl der Erfahrung gewiss zu seyn, ob unter allen Umständen dieselben auf den gleich darauf folgenden Roggen einen mißgünstigen Einfluß äussern. Rec. behaltet sich vor, diese Versuche in extenso bey einer bessern Gelegenheit dem Publico bekannt zu machen. So viel ist gewiss, daß das Resultat immer das nähmliche blieb, daß immer schlechter Roggen auf die Kartoffeln erfolge. Wenn bloß der frühe oder späte Anbau über den Erfolg entscheiden dürfte: so möchte Rec. fragen, ob nicht öfters auch späte Saaten gedeihen? Meine Erfahrungen erlauben den Satz auszusagen: daß Wintergetreide auf Kartoffeln in keinem Falle nach

Wunsche gerathe. Ahnend suchte Thaer schon die Ursache in einer unerklärbaren Abneigung des Roggens gegen diese Vorfrucht. Nach Sprengel geben aber DuHamel's, Sennebiar's und Brugmann's Beobachtungen schon mehr als einen blossen Fingerzeig zur Erklärung dieses Räthsels. Die Wurzelfasern der Hyacinthe im Wasser überziehen sich an der Spitze mit einem Schleim und werden in denselben eingehüllt. Dieser Schleim kann wohl im Glase nicht von Außen kommen, sondern muß von der Pflanze selbst ausgeleert werden. Sprengel hat von behuthsam ausgezogenen Gräsern und kümmerlichen Pflanzen in den dünnen Sandebenen der Mark gefunden, daß der Sand um die Wurzeln her immer feuchter war. Brugmann zog aus seinen Beobachtungen den Schluss: Es werden aus den Wurzelenden der Pflanzen eigenthümliche Säfte ausgeleert, welche den benachbarten Pflanzen nachtheilig sind. Daher sey es zu leiten, warum die Wurzeln anderer Gewächse in der Nähe des *lolium temulentum* angenehm und angefressen aussehn. Genauere streng angestellte Versuche machen dem Rec. Hoffnung, in einem Jahre vielleicht bestimmt aussagen zu können, ob dieser Schleim aus den Kartoffeln giftähnlich auf die Weizen- und Roggenpflanze einwirke, sobald sie nähmlich gleich nach dem Kartoffelausnehmen eingesät werden. Die industriösen englischen Wechselwirthe bauen nie nach Kartoffeln eine Winterfrucht.

S. 349. folgt die Anempfehlung eines Doppelpflugs. Man ist nun durch Erfahrung einmahl über diese *Charlatancrien* hinaus. Je mehr Pflugscharen der Pflug hat, desto unmöglicher wird das Pflügen. Rec. hat mit verschiedenen Doppelpflügen geackert, und jederzeit gefunden, daß er 4 Ochsen im mittelschweren Boden ungleich mehr marterte, als wenn jedes Paar an dem gewöhnlichen Pfluge gezogen hätte; daß der Doppelpflug von dem Drucke der Erde auf 2 Streichbretter immer auf die Seite geschoben wurde, keinen gleichen Gang hatte und eine sehr unreine Furchen machte.

S. 356. wird das Lese-Publicum dieses Journals mit einem Aufsätze über die Rindviehzucht von Petri bedient. Die Kühe von Pottenstein über Farafeld, Altenmarkt, Trassen bis Kaumberg sind Thiere, die die Mürzthalerischen weit hinter sich zurücklassen sollen. Die Gestalt ist mahlerisch, die Milcheuter sind ein non plus ultra; im Jahr 1814 kostete ein Stier 250, eine schöne Kuh 200, und ein 4 monathliches Kalb 40 fl. Eine gewöhnliche Kuh liefert in dieser Gegend frischmelkend täglich 12 Mafs gute Milch, wiewohl man auch Kühe findet, die 16 Mafs und darüber abwerfen. Petri hält die Milch

für fetter und besser als die der Mürzthaler Kühe. Rec. hat sich oft in diesen Gegenden aufgehalten, kennt das Vieh derselben und ist überzeugt, daß es braves Vieh ist. Zu den Lebzeiten der Baronne Matt, welche den Rehhof als ihr Eigenthum besaß, gab es da Kühe erster Classe, welche frischmelkend 7 bis 8 Mafs gaben. Daß man übrigens Seltenheiten von hoher Milchergiebigkeit citiren kann, ist wohl wahr; allein in welcher Gegend ist es nicht wahr? Rec. hatte eine ungerische Kuh, die 27 ungerische Halbe gab, und demungeachtet verkaufte er sie gern, weil ihm mit dieser ungeheuern Milchergiebigkeit nicht gedient war. Um vom Ankauf der Mürzthaler-Kühe abzuschrecken, und die Käufer für diese zu gewinnen, bedauert Petri so manche Herren Oekonomen, welche vielfältig theures, schlechtes, verkrüppeltes Mürzthaler Rindvieh gekauft und vor seiner Wohnung in Theresienfeld vorbey nach Oesterreich, Mähren und Böhmen getrieben haben. Rec. kann nicht umhin, diese Herrn Oekonomen mit zu bedauern, die so ungeschickt waren und den Auswurf des Mürzthaler Viehes mühsam zusammengesucht und am theures Geld aufgekauft haben. Ja so geht es, wenn man Narren auf den Markt schickt!

Gleich in der darauf folgenden Seite 357 tritt ein neuer Lobredner Irtep betitelt, auf, welcher behauptet, daß General Graf von Wartensleben im besagten Rehhofe ein Gestüt besitze, von einer Vollkommenheit, die selbst in England nichts mehr zu wünschen übrig ließe. Und diese Vollkommenheit ist in dem kurzen Zeitraume erzielt, durch den der Herr General diesen Hof besitzt. Es wird hier nicht geläugnet, daß General Wartensleben sehr viel für die Veredlung der Pferde that; es betrifft bloß Irteps Uebertreibung. Irtep sah im Rehhofe Fohlen von verschiedenem Alter, welche in unserm Welttheile schwerlich irgendwo schöner und edler von gleicher Abstammung erzeugt werden können. Was für Augen gehören hinzu?!

In dem October-Hefte No. 47. bemerkt S. 378. der Fürst Sinzendorfsche Wirthschafts-Director Eißel, daß die Jordanischen und Baileyschen Pflüge unter einer vorurtheilsfreyen Leitung und Aufsicht auch mittelst Frohngespänne in der Brachbehandlung angewendet werden können. Wie kann aber Bofsheit oder Halsstarrigkeit, oder Unwissenheit besiegt werden? Rec. ließ nicht Ein Pferd, sondern zwey Robothpferde in den Anhäufepflug spannen, versuchte nun den Bauern durch die That zu belehren, daß er durch eine solche Roboth nicht bloß die Abnützung seines eigenen Ackerwerkzeuges erspare, sondern auch seine Pferde

nicht so sehr plage: Der Bauer gab mir Recht und schien den ganzen Tag über vergnügt zu seyn. Da er bey der ganzen Arbeit sich besonders willig und nicht ungeschickt benahm, so liefs Rec. denselben das nächstemahl wieder zu dieser Arbeit anschaffen. Allein, er liefs mir sagen, er sey wohl zu robothen schuldig, aber nicht mit meinem, sondern mit seinem Pfluge. Rec. versuchte es mit den übrigen; aber alle waren gleichen Sinnes. Obschon sie nun durch viele Jahre mit diesen Instrumenten arbeiten sehen, von den herrschaftlichen Knechten nichts anders als die Bequemlichkeit derselben rühmen hören, ja sogar diesen — Glauben beymessen, weil ich einem und dem andern die Instrumente lieh, der zu seinem eigenen Vortheil diese Cultur versuchen wollte: *so wollen sie doch lieber mit ihrem eigenen Pfluge ihr Vieh schinden.* Rec. findet also vorläufig Eifels Meinung unausführbar. Er erwartet mit Begierde von Seite des Verf. die Erfüllung des Versprechens, über die Fuhrwerke etwas zu liefern.

Den Beschlufs des October-Hefes macht ein lesenswerther Aufsatz des Professors Liebbald zu Keszthely über die Löserdürre.

Das November-Heft beginnt mit Debatten über das Robothwesen. Der Verf. unterschreibt sich *Ignotus áum utilis.* Des Interesses wegen, das diese Angelegenheit leider im 19. Jahrhunderte noch immer allgemein erwecken mufs, will Rec. von dem Aufsätze etwas mehr anführen.

Gleich Anfangs erkennt der Verf., dafs es zum allgemeinen Besten diene, die Roboth auf eine für beyde Theile billige Art aufzuheben, weil sie dem Grundherrn keinen wahren Nutzen bringt. Später thürmen sich ihm unüberwindliche Schwierigkeiten auf. „Seit dem man, sagt er, endlich überzeugt zu werden angefangen hat, dafs die Grundobrigkeit ein unbestreitbares Recht auf die Frohnen ihrer Unterthanen habe, weil diese letztern ursprünglich ihre Grundstücke nur gegen diesen Zins in Arbeit, übrigens aber ganz unentgeltlich oder höchstens gegen ein äufserst geringes, weit unter dem wahren Werthe dieser Grundstücke stehendes Einkaufsgeld erhalten haben, stellt man auch nicht mehr in Abrede, dafs, wenn dieser Zins in Arbeit, seiner Nachtheile wegen, aufhören sollte, die Obrigkeiten auf eine angemessene Vergütung vollen Anspruch haben.“ Der Verfasser dürfte sich wohl selbst aus der Geschichte abstrahiren, wie die grofsen und kleinen Territorial-Besitzer zu ihrem Territorium gekommen sind. Wo sind denn die uralten Verträge, auf welche die Grundobrigkeiten ihr unbestreitbares Recht gründen? Die damahlige Unterwerfung, das Vorfinden der Slaven und die stillschweigende Einwil-

ligung in die, armata manu, angedrohte Leibeigenschaft? Ja, dann kann Kaiser Joseph das Unrecht noch nicht verantworten, das er gegen Euch durch die Aufhebung der Leibeigenschaft beging! Wenn wirkliche pacta der Belangten vorhanden sind — müssen solche staatsschädliche pacta gehalten werden? Man sagt freylich: Wenn heut zu Tage der Grundherr sein Allod unter den nähmlichen Bedingungen anbiethet: so könnte ein solcher Contract gültig abgeschlossen werden; was aber heute gültig ist, musste vor 700 Jahren auch gültig seyn. Allein, das ist es eben, dafs solche heutige Contracts nicht gültig sind. Was der Beförderung des Staatszwecks im Wege steht, mufs aus dem Wege geräumt werden. Die Schädlichkeit der Sache kennt der Verfasser selber an. Die Grundherren sind ausserdem der kleinere aber reichste Theil; das frohnende Volk der gröfste aber elendeste. Bey jenen handelt es sich also blofs, ob man sie durch die Aufhebung mit einem blauen Auge entlassen darf; bey diesem — ob man ihm seine eigene Haut zurückgeben soll, die er für die Erhaltung eines miserabeln Lebens seinen Ueberwindern anboth.

„Weil die Natural-Roboth, dem Staate so wie den Obrigkeiten ungleich weniger nütze, als sie dem Unterthan durch Verlust an Zeit so wie an Kräften schadet: so hat die Staatsverwaltung den sehr weisen Wunsch kundgemacht, die Grundherrn möchten sich darüber mit dem Unterthan abfinden, und für die Natural-Roboth einen billigen Ersatz annehmen.“ Der Verf. zeigt hierauf, dafs im Roboths-Patent vom Jahre 1775 hauptsächlich der Fehler liegt, warum so schwer die Frohn-Relationen zwischen der Herrschaft und den Unterthanen zu Stande kommen können, und wie nothwendig es sey, den bisher bestandenen äufserst ungleichen Schlüssel in der Vertheilung der Natural-Roboth aufzuheben.

Der Verf. wünscht ferner, dafs die Frohnen nicht in dem bisher so schwankenden Gelde, sondern in Naturalien abgelöst würden. Er meint nähmlich, wenn ein Gutsbesitzer von seinen Unterthanen z. B. 1000 Züge- und 500 Handtage zu fordern hat, und, um diese Arbeit anderweitig zu verschaffen, so viel Knechte und so viel eigene Züge halten soll: so müfsten die Unterthanen verbunden werden dem Gutsherrn so viel Getreide, Heu, Stroh und Geld zu geben, als er zum Unterhalte der Knechte an Deputat und Lohn, und zum Unterhalt der Züge an Futter, Stroh, Geschirr und Geräte brauchen würde, den Hufbeschlagn und die Zinsen vom Anschaffungscapital nicht zu vergessen!! Kann man sich etwas Klügeres vorstellen? Dann brauchen die Herrschaftsbesitzer keine Wirthschaftsauslagen mehr zu machen; dann

ist ihr Betriebscapital sicher gestellt! Die Felder werden durch die Bearbeitung mit eigenen Leuten zum höhern Ertrag gebracht! Damit der Verfasser nirgends zu kurz komme, so soll das kleinfügigere Deputat an Butter und Salz, der Betrag des Lecksalzes für alles Vieh, des Hufbeschlags, des Geräthe- und Geschirrerks immer nur auf 1 Jahr berechnet werden. Er verlangt von den der Herrschaft näher liegenden Ortschaften sich dennoch für die Saatzeit, für die Heu-Getreid- und Grumetfechtung die nöthige Zug- und Handroboth vorzubehalten. Schliesslich und letztlich — um ja aller Möglichkeit eines Herrschafts-Ruins vorzubeugen — meint der vorsichtige Verfasser, dass, wenn ja wieder ein solcher Menschenvergeuder, wie der verzauberte Prinz auf St. Helena kommen sollte, gegen den man so viele Leute zum Schiessen und Fechten ausschicken muss wie die letzten 20 Jahre: — die Staatsverwaltung gütigen Bedacht nehmen und die Knechte der Herrschaften von der Rekrutirung *eximiren* möchte! Der Verf. meint, dass kein besserer Plan für die *Dominien* ausgearbeitet werden könnte!! Rec. muss mit dieser *Final-Sentenz* einverstanden seyn. Ungeachtet dieses herrlichen Planeschwebet der Verf. noch in Aengsten, ob nicht vielleicht die alten *Urbarial*-Dienste der Herrschaft doch einträglicher sind, und darum hören wir noch einige kleine Aufstossungen gegen die Roboth-Relutionen. Weil das Sprichwort wahr ist, sagt der Verf., „*Wenn der Bauer nicht muss, rührt er weder Hand noch Fuss*“ und weil die Volksbildung noch gar so gering ist, so möchte es doch überhaupt nicht rathsam seyn, die Frohnen insgemein ablösen zu lassen. Der Verfasser weiss sogar, dass jene Bauern, welche Frohnrelution geniefsen, um nichts besser stehen als jene, welche noch robothen. Faulenzen und Zeitverschleudern ist nur ihre Sache — darum muss man sie von den Herrschaften beschäftigen lassen! Was thun denn *wir*, wenn *wir* nicht müssen? Der H. Verf. beliebe in die oberensischen Provinzen zu reisen, und er wird dort eine Bauern-Industrie finden, gegen welche die seinige vielleicht ein Schlendrian ist; er beliebe seine Augen auf die Nachbarländer Ungern und Steyermark zu richten! Wo ist der Bauer mehr beschäftigt, von den Herrschaften und noch mehr von den Comitaten ins Unendliche beschäftigt, wie in Ungern? Und wo ist der Bauer fleissiger, in Steyermark oder in Ungern? Wo der Wohlstand grösser, beym steyerischen oder ungerischen Bauer? *Einen freyen Blick auf freye Länder gerichtet, und man überzeugt sich, dass freyer Fleiss auf freyem Lande Wunder wirkt!!* Haben Sie schon einmahl *einen Herrn*

gesehen, der so unermüdet, so fleissig ist wie der Obersteyrer? Wenn die Unterthanen Faulenzer sind, wer ist denn die Ursache — der Bauer oder die Herrschaft? Dafs man die Bauern allgemein tückisch, verschlagen, und da, wo sie noch robothen, Tagediebe nennt — wer ist denn die Ursache? Die Natur, welche *Bauern* schuf? Oder, der schlechte Unterricht, die vernachlässigte Erziehung, die inhumane Behandlung der Herrschaft, oder eigentlich ihrer Beamten. Der Bauer ist meistens nichts anders als das Resultat der auf ihn einwirkenden Umstände.

Im Jänner-Hefte 1815 ist der Aufsatz „Patriotische Wünsche, veranlasst durch die in Ungern anhaltend grassirende Rinderpest von Professor Liebbald zu Kefzhely“ anziehend geschrieben. „Die allgemeinen Polizey-Anstalten, heisst es da, die alle dahin zwecken, dass der Pathodämon mit den gesunden Thieren in keine mittel- und unmittelbare Berührung komme, haben freylich (wer wird diefs läugnen wollen?) ihr mannigfaltiges Gute und Vortreffliche. Welche Contumaz-Anstalten, welcher Cordon indessen vermag auch den mittelbaren Contagien Grenzen zu setzen? Wer kennt sie, die Wege seiner unendlichen Vielfältigung? Wer vermag alle die Vehikel aufzuzählen und zu vermeiden, in denen der Ansteckungsstoff verborgen und unthätig ruht, bis ihn seiner Entwicklung günstige Verhältnisse zum grausamen Wirken hervorrufen? Was wissen wir bis heut zu Tage von Epizootien als solchen? Wohl kann man hier mit der Bibel und dem Jatrophen *Fechner* sagen: Du hörst ihr Sausen, weist aber nicht, von wannen es kömmt“ etc. etc. Recensent macht diesem gründlichen Bedenken nur die einzige Gegenbemerkung, dass, so lange wir darüber im Dunkel leben, so lange wir mit Evidenz keine bessern Gegenanstalten kennen, wir nicht ängstlich genug den weisen Rathschlägen Sick's folgen können.

Liebbald antwortet dann auf die Frage: Was denn bessers zu thun sey? „Ungeachtet der unglücklichen Versuche in Bayern, Hessen, Hannover, ungeachtet eines Falks —: die Seuche zu impfen.“ Er setzt dann seine Gründe *pro* auseinander, und gibt die Methode an, sich einen gutartigen Rinderpestimpfstoff zu verschaffen. So trefflich diefs alles gesagt ist, so kann es demungeachtet nichts weiter als blofs gesagt bleiben, bis sich nicht der reiche Stifter des Georgikons dazu entschliesst, den aufmerksamen, gründlichen Naturforscher Liebbald in die entscheidend belehrende Lage des Experimentators zu versetzen.

S. 24 werden von dem Herausgeber und von dem Buchhändler Calve in Prag „Oekonomische

Kleinigkeiten von Joseph Mikusch“ angekündigt und empfohlen. Rec. bemerkt diefs nur, weil in der Ankündigung des Gegensatzes halber zu dem Titel „Kleinigkeiten“ — — — („aber in ihren Folgen wichtig“!) — — — gesetzt ist. Rec. kennt dieses Werk, aus dessen öffentlicher Beurteilung nichts als eine bloße Kleinigkeit für das Publicum hervorzugehen scheint. Die doppelte Buchhaltung hat dort gänzlich misrathen.

Seite 7. sind die Bemerkungen Apfalterers über die Kühe als Zugthiere äußerst interessant. Wenn die Kuh einmahl an das Ziehen gewohnt ist, sagt der Verf., zieht sie schärfer und emsiger als der Ochs, aber ermüdet auch um so leichter. Nicht alle Kühe schmiegen sich in das Joch, darum sind gut abgerichtete Stücke beträchtlich theurer. In Betreff des Milchnutzens spürt man wohl einen Abgang, wenn die Anstrengung stark ist. Ist diese gering, so ist auch die Veränderung unbedeutend. Auf Wirthschaften, wo das Vieh so genährt wird, wie es sich ordentlicher Weise gebührt, hat das Einspannen tragender Kühe keine Nachtheile auf die Kälber gezeigt. Apfalterers eigene Versuche darüber sind zu seiner Zufriedenheit ausgefallen.

Der brave Verwalter Daninger, Mitglied der Wiener Landwirthschaftsgesellschaft, hat über die zweckdienlichste Bespannung der Ochsen No. 13. ein gründliches Gutachten eingerückt.

S. 104. dagegen im März-Hefte 1815 erscheint eine ziemlich oberflächliche Aeußerung über die Nachtheile der Stallfütterung bey Schafen. Die Hauptursache der Schädlichkeit liegt in der sehr starken Ausdünstung dieser bewollten Thiere. Es wird uns hier gelehrt, daß diese Ausdünstung kohlen-saures Gas, daß dieses Gas eine tödtliche Luftart, schwerer als unsere gemeine Luft sey. Wer hat dem Verf. gesagt, daß die Schafe bey der Stallfütterung in ganz geschlossene Ställe gesperrt werden sollen? Dazu gehört ein sehr geräumiger Hof, der auf den 4 Seiten mit einem Schutzdache versehen ist; oder ein Stall, dessen Mauern gegen die Nord- und Westseite im rechten Winkel zusammenlaufen, der aber gegen die Südseite offen und frey da steht. Alle übrigen Notizen des Verfassers sind im Adagientone geschrieben, wie z. B. 5. Veredlung. Eine Veredlung der Schafe in sich selbst, bloß durch die Auswahl der feinsten und schönsten gefallenen Thiere, ohne alle Zuziehung einer fremden edlen Race — ist zwar thunlich, geht aber äußerst langsam von statten.“

S. 105. No. 51. wird die Frage: Durch welche Mittel kann die Rindviehzucht vermehrt werden? aufgeklärt.

Antwort. 1, durch einheimische Nachzucht.

2. durch fleißigen Anbau künstlicher Futterkräuter.

3. durch wohlbestellte Stallfütterung.

4. durch sorgfältige Verwahrung vor Seuchen.

Da haben wir nun mit 4 energischen Hieben den Knoten gelöst! Auf die Frage: Wie der Anbau künstlicher Futterkräuter einzuleiten sey? antwortet der Verf. — — —: *Durch Belehrung*. Wie, wenn ökonomische Apostel von Dorf zu Dorf predigen gingen: müßten da nicht bald unsre Bauern alle zur Religion der Wechselwirthschaft schwören? Die Hauptsache zur Verwahrung vor Seuchen ist — — — *Reinlichkeit*!! Auf tief-liegenden *verschlammten* Gegenden soll man lieber das Schlachtvieh weiden lassen und Obstbäume hinsetzen!! Aus diesem Vorschlag geht für das Allgemeine nicht viel hervor!

S. 133. wird dem Publicum aus der Schafzucht ein kleines langweiliges Lustspiel, „die bekannten Unbekannten“ betitelt, gegeben. Die langweilig lustigen Personen sind *Pi*, ein reisender Schafzüchtler und *Pe* — ein bekannter inländischer Schafzüchtler. Der Schauplatz ist in und außer einem österreichischen Schafstalle. Zuschauer ist ein Einziger, der aber alles nachgeschrieben hat. Ganz am Ende des letzten Actes folgt die genialische Auflösung, wo *Pe* den Sieg davon trägt, und *Pi* *erkennt* wegschleichen muß. *Pi* fragt nämlich: „Kennen Sie *Thaer's* und *Tessier's* Schriften über die Schafzucht?“

Pe. (naiv) Ja! — — auch — — — *Pi*—ctet.

Pi. Es hat mir ein großes Vergnügen gemacht, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.

Im April-Hefte S. 146 und 147 erscheint eine merkwürdige Lamentation des Landwirths A. St., welchen Arthur Young, Mouron, Thaer u. s. w. mit ihrer Recommendation der Boden verbessernden Vorfrüchte abscheulich niedergeführt haben. Im Jahre 1811 baute A. St. in gedüngte Brache Hülsenfrucht, fehlte nach seinem eigenen Bekenntnisse gegen die Vorschriften, und erhielt aus der darauf folgenden Wintersaat gar nichts, aus der um 1 Jahr später folgenden Gerste eine schütterere arme Ernte. Im J. 1812 stellte er einen reinen Versuch an, baute Wicken in frischgedüngtes Brachfeld vom besten Grunde, tiefen schwarzen Gartenboden (humus) mit Kalkerde versetzt. Als nun in voller Blüthe dicht und hoch prangten, und als *noch keine Spur von dem Embrio einer Schote* (?) in den Blumenkelchen zu entdecken war, liefs er sie mähen, gleich auf der Stelle einbringen, um nur schnell genug umpflügen zu können. Die Stoppel war nicht grün, weil die untersten Blätter von den Hauptstengeln wegen häufig fallenden Regen abgefällt waren. Der Roggen ward zu rechter Zeit gesäet, wie gewöhnlich einge-

kenntnisse ausgemittelten Maßstabes, ein gesundes wahres Urtheil erwarten darf. Diese obige Anschauungsschule soll nach dem Sinne des Rec. zum Höhern vorbereiten, zum beurtheilenden Anschauen nämlich einer ganzen Heerde. Dazu kann aber nicht ein einzelner Platz, eine Stadt gewählt werden. Die *Heerden* müssen geprüft werden, wenn man die wachsende Vervollkommnung wahrnehmen soll. Diese Prüfung kann aber recht leicht veranstaltet werden und das Urtheil sich unpartheyisch aussprechen, wenn die größern Schäfereybesitzer an bestimmten Tagen des Jahres ihre Licitationen abhalten. Da dürfte die Einrichtung an seinem Platze seyn, daß die benachbarten kleinern Schäfereyen zur Licitation auf jener größern mit ihrem Viehe konkurriren. Solche Versteigerungen wären als kleine Schafmärkte anzusehen, auf denen die große Schäferey vor der Concurrenz geprüfter Kenner zugleich die Revue passiert. Durch solche Zusammenkünfte auf vielen großen Schafhöfen dürfte das meiste Gute resultiren, und ein edler Wettstreit entzündet werden. Um den großen Schafhof würde sich ein Ring von Nachbarn bilden, welche Alle zusammen um den höchsten Preis dieses geschlossenen Kreises buhlen. Wenn Jeder einmahl in seinem kleinen Kreise der Beste seyn will, dann ist dem Guten die Bahn geöffnet. Man muß nie das Ziel zu hoch stecken, damit nicht der größere Theil den Muth verliere es zu erspringen. Rec. glaubt, der Verein habe in Bezug auf Beschau diesen Fehler begangen; er habe sich nämlich etwas zum Ziele gesetzt, daßs an sich und für sich selbst nun ganz unerreichbar ist. Graf Salm sagt zwar die Beschau befördere den Zweck des Vereins wesentlich, weil mehrere wegen ihrer Thiere sie wünschen.

Er selbst fühlt aber auch die Schwierigkeiten, ein richtiges Urtheil über die Eigenschaften einer Heerde zu geben; allein man muß eben deswegen den Versuch machen, ob selbe zu überwinden seyen. Rec. ist wohl darüber ganz mit dem Grafen einverstanden: und wünschet, daßs es durch gegenseitige Belehrung und Mittheilung, durch vielseitige Experimente einmahl dahin gelangen möchte, eine Beschau-Anstalt zu gründen, die über den Werth unsrer Heerden zu urtheilen vermag. Beschau kann nur immer als Mittel zum Hauptzweck gelten. Da aber diese Beschau als ein Kunstgegenstand bestimmte Kunstfertigkeiten verlangt, so läßt es sich nicht, wie Graf Salm meint, erwarten, „daßs das nichts Grundloses seyn könne, worüber der Verein bey der Beschau übereinkommt.“ Er erklärt daßs der Verein nicht die Absicht habe, die reine Ab-

stammung zu verbürgen, fügt aber die Bemerkung gleich an: *Die bleibenden oder zunehmenden Vollkommenheiten* in der Descendenz unterscheiden hierüber. Wie mag sich Jemand unterfangen, in der Brünner Beschau so was erkennen zu wollen? Und — gesteht er nicht selbst wieder, daßs bey dem Verein noch nicht einmahl zur Sprache gekommen und erörtert ist, ob er — der Verein — nicht einmahl dahin gelangen könne, dieses sicher zu bestimmen? Auch saget er, es sey nicht möglich, daßs Vorliebe oder vorgefaßte Meinung die Kunstverständigen bestimmen könne, ein günstiges oder mißgünstiges Urtheil über eine Heerde zu fällen — weil der Kunstverständigen Mehrere sind. Recensent, der unter den Kunstverständigen bloß Baron Vockl, Director Koch von Namiet, Director Köller als ausgezeichnete Kenner verehrt, von den übrigen nur den Director Eisl persönlich kennt, hält es doch nicht für so unmöglich, Partheylichkeiten daraus resultiren zu sehen. Die meisten Kunstverständigen sind Beamte, die ein mannigfaches einseitiges Interesse leiten muß. Herr von Friedrichsthal erklärte ja sogar, daßs Vorliebe oder vorgefaßte Meinungen nicht einmahl schwer zu erweisen stünden. Warum hat denn der Graf Salm diesen Friedrichsthal nicht zum Beweis aufgefordert? Ein solcher Beweis hätte ja entscheidend gegen Salm's Erklärung sprechen müssen!

Rec. will nicht weiter fortfahren diese gräflich Salmischen Erörterungen näher zu beleuchten, weil es 1. der Raum dieser Blätter nicht gestattet, 2. weil ohnedem der Leser schon einsieht, daßs eine ewige Wiederholung des Nähmlichen erfolgt. Es geht klar daraus hervor, daßs Graf Salm noch nicht weiß, was der Verein will, und wo er hinaus soll.

Im Septemberheft 1815 heist es in den Mittheilungen der mährisch-schlesischen Gesellschaft vom Verein der Freunde, Kenner und Beförderer der Schafzucht im Bericht über das Geleistete der Herrn Repräsentanten sub 6.) „daßs die Regierung einen Bericht vom jedesmahligen Befund des Standes der Schafzucht nicht nur zu erwarten, berechtigt ist, sondern ihn allerdings fordern kann, und daßs ein solcher nur in eben dem Maße befriedigender ausfallen wird, als er sich auf eine genauere und vollständigere Beschau gründet; daßs es daher sehr gut wäre, wenn jeder Theilnehmer anzeigte, wie sich die Zahl seiner eingeschickten Thiere zu seinem durchgewinterten Winterstand verhalte, und ob die zu Hause gebliebenen merklich besser, schlechter oder gleich ausfallen.“

(Der Beschluss folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 57.

Dienstag den 16. Juli.

1816.

Oekonomie.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen. Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, des Forst- und Jagdwesens im österreichischen Kaiserthume. Mit Theilnahme der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde zu Brünn, herausgegeben von dem ehemahligen Redacteur des patriotischen Tagesblatts, *Christian Carl André*, Wirthschaftsrathe etc. etc. — Jahrgang 1814 und 1815. Prag, im Verlage der Calveschen Buchhandlung.

(Beschluss.)

Die Staatsverwaltung wird sich wohl in keinen einzelnen Zweig des ländlichen Gewerbes mischen. Ihre Obsorge kann auf nichts anders gehen, als alles das in besondern Schutz zu nehmen, was auf die größtmöglichste Vermehrung der Urproducte wohlthätig einfließt, Alles aus dem Weg zu räumen, was dieselbe hemmen kann, und da zu helfen, wo Privat-Kräfte nicht mehr ausreichen. Der Verein wird also der Verwaltung reelle Dienste leisten, wenn er die der Schafzucht entgegenstehenden Hindernisse und die Mittel, denselben zu begegnen, kräftig angibt; wenn er ihre Hülfe da dringend ansucht, wo Niemand dem Einzelnen helfen kann als die gemeinsame Macht. Was hätte auch alles Debattiren um Formeln und Ceremonien, während ganze Schafställe der Einzelnen unvermeidlich aussterben? Millionen Schafe gehen heuer durch die Egelschnecke zu Grunde, und ist eine Vorsorge getroffen?

Der Verein helfe der Staatsverwaltung zu der Einsicht, daß ein freyes Spiel des Privat-Interesses die Feder der Industrie auf das wohlthätigste spanne, daß jene schon genug thue, wenn die Privat-Thätigkeit auf keine Schwierigkeiten stossen könne, daß sie sich aller Zwangs-Regulative und aller Vorschriften für eine bessere,

Siebentes Heft.

höhere Benützung enthalten solle, weil diese jederzeit höchst zweckwidrig ausfallen müssen.

Der Brünnener Verein wird aber ferner für seine Unsterblichkeit handeln, wenn er der Regierung mit einem praktischen Vorschlage der besten tauglichsten Ausführung die Errichtung von Schäferey-Schulen warm ans Herz legt. Die verschiedene Stufenfolge der Stände nach den Gradationen ihrer Thätigkeit macht auch verschiedene Arten des Unterrichts nöthig. Man verlasse sich ja nicht auf die Gründung von Schäferschulen durch Private; noch nie haben Privat-Institute lange bestanden oder was vorzügliches producirt. Recensent wird sich über diesen Gegenstand im folgenden Hefte mit Anwendung auf das Georgicon zu Kefzthely, des Mögeliner, und Hofwyler-Instituts ausführlich erklären. Wenn man in diesen Schäferey-Schulen die jungen Köpfe nicht mit Lehrgegenständen überproppft, wenn man einzig und allein darauf sieht, daß sie in dem Gewerbe und für das Gewerbe gründlich unterrichtet werden, das sie während ihres ganzen Lebens zu betreiben haben: so ist für ihr künftiges Glück Alles geschehen. Wer in einem Fache gründlich unterrichtet ist, wird sich in allen Lagen des menschlichen Lebens zu helfen verstehen.

Die verschiedenen speciellen Aufscrungen über die in der 1. Sitzung des Vereins bestimmten 8 Hauptpuncte wird Rec. kritisch vergleichend durchgehen, sobald alle übrigen noch abgängigen einmahl erfolgt sind.

Wenn Recensent zum guten Ende für den Redacteur dieser ökonomischen Neuigkeiten mit ungerischen Edelleuten sich des Sprichworts bedient: Dat pira, dat poma, qui non habet alia dona; wenn er die Ernte- und Witterungsberichte unter den übrigen Aufsätzen, sehr wenige ausgenommen, von denen der letzte des Professors Rumi zu Kefzthely vom J. 1815, meistens das Gegentheil von dem anführt, was in der Gegend um den Plattensee der wirkliche Fall war, im kläglichsten Zustande antraf; wenn die Aufsätze über Forst-

cultur oft höchst langweilig sind und selten über alle Mittelmässigkeit aufsteigen: so hat Rec. dieses Journal demungeachtet auf jeden Fall der Mühe würdig geachtet, die er auf diese zwey Jahrgänge verwendete. Rec. konnte hier unmöglich in das *Detail aller* bessern, mittelmässigen und schlechten Aufsätze eingehen. Für die Zukunft verspricht aber Recensent, — — alle ausgezeichnete, gute, und die besonders schlechten Aufsätze mit Fleiß zu durchgehen, und so viel es seine Kräfte erlauben, mit menschlicher Gerechtigkeit zu würdigen. Rec. glaubt dadurch selbst die edlen Absichten des Redacteurs zu unterstützen und zu befördern. Viele Mitarbeiter mögen dadurch erfahren, dafs uns mit Sudeleyen nichts geholfen ist, viele mögen dadurch aufgefordert werden, ihren Arbeiten mehr Fleiß und höhere Sorgfalt zu schenken. Nie soll man sein Zeitalter mit schlechter Schrift brandmarken, denn, *litera scripta manet*. Die Nachkommen sollen uns in Ehren halten und an die Thätigkeit ihrer Vorfahren durch die hinterlassenen Zeichen würdig erinnert werden.

Möge Herr Wirthschafterath André noch recht lange und recht thätig für seine Zeit leben!

K * * n.

Heilkunde.

Medicinische Jahrbücher des k. k. österreichischen Staates. Herausgegeben von den Directoren und Professoren des Studiums der Heilkunde an der Universität zu Wien. II. Bandes II. Stück. Wien 1813. bey Kupfer und Wimmer. S. 185 in 8.

Wir werden diese so gemeinnützige, für das ärztliche Publicum höchst wichtige, und für den Sanitätsbeamten unentbehrliche Zeitschrift, deren Anzeige nun bereits zwey Mahle unterbrochen worden ist, jetzt ununterbrochen ihrem wesentlichen Inhalte nach unsern Lesern mittheilen. Da über die Einrichtung und die Tendenz dieser Zeitschrift in den Annalen der Literatur und Kunst, 1812 Octoberheft Seite 34—42, und dann in der Wiener allgemeinen Literatur-Zeitung, 1813 Nro. 62 bereits das Nöthige gesagt worden ist, so enthält sich Referent aller weiterer Bemerkungen, und eilet zur Anzeige des vorliegenden Stückes.

1. *Studium der Heilkunde.* a) Vereinigung des Thierarzney-Instituts zu Wien mit der Universität. b) Gutachten und Kunsturtheile dürfen nicht von einzelnen Professoren, sondern müssen von der medicinischen Facultät abgefordert werden. c) Wer von einer inländischen Universität zu einer andern sich begibt, um daselbst die Doctors-

würde zu erhalten, muß sich über die Vollendung der Studien ausweisen. d) Beförderungen, Belohnungen, Gehaltserhöhungen, Pensionirungen. Dieser Abschnitt dient jedem öffentlich angestellten Arzte, der seine Amtspflichten mit Pünctlichkeit erfüllt, zur Aufmunterung und zum Beweise, wie sehr die hohe Staatsverwaltung, Verdienste, wo sie sie findet, würdige.

II. *Oeffentliches Sanitätswesen.* a) Pflege armer, mit der Lustseuche behafteter Kranken auf Kosten des Staates. Nebst den schon früher für arme mit der Lustseuche behaftete Kranke bewilligten $\frac{2}{3}$ Theilen der Heilungskosten, werden noch $\frac{2}{3}$ Theile der Verpflegungskosten aus dem Staatsschatze bewilligt, $\frac{1}{3}$ Theil ist von den Grundobrigkeiten zu vergüten. b) Reform der Sanitätsanstalten auf dem Lande in Niederösterreich. Um die so nöthige Gleichförmigkeit im Geschäftsgange mit den übrigen Provinzen zu erzielen, den bisher üblichen, zweckwidrigen und unnöthigen Umtrieb der Geschäfte zu vermeiden, und den Ständen selbst mehr Sicherheit in Absicht auf ihre Auslagen zu verschaffen, haben Sr. Majestät für jeden Kreis in Niederösterreich einen Kreisarzt, einen Kreiswundarzt und 4 Districtsärzte anzustellen geruht. c) Neue Organisation der Findlings-Anstalt in Wien. Diese neue Organisation, wodurch die Gesundheit und das Leben, ja selbst die künftige Erziehung der unglücklichen Findlinge auf die möglichste Art gesichert wird, ist ganz unserer Staatsverfassung würdig. d) Beschluß des Unterrichtes über das Benehmen bey Viehseuchen. Handelt von den Regeln, die gegen die Räude der Schaaf, Schweine etc. und von den Regeln, die in Hinsicht der Hundswuth zu beobachten sind, und beschließt somit diesen gediegenen und lehrreichen Unterricht, den wir dem Gemeinwohle zum Frommen nicht nur unter den Sanitätsbeamten, sondern allgemein verbreitet wünschten. e) Ordnung für das bürgerliche chirurgische Gremium in Wien, nach der Vorschrift vom 24. October 1812. enthält eine allgemeine Vorschrift für das Gremium der Wundärzte, die Pflichten der Vorsteher desselben, die Pflichten der bürgerlichen Wundärzte und ihrer Gesellen, und ist ganz geeignet, die von chirurgischer Seite zur Erhaltung des allgemeinen Gesundheitsstandes so nothwendige Ordnung zu zwecken. f) Höchste Verordnung in Hinsicht der über die Surrogate eingegangenen Preisschriften. Ungeachtet keiner der Preis zuerkannt wurde, da keine von den Aufgaben gelöst war, so wurde doch der Schrift Nro. 49. eine ehrenvolle Erwähnung, und den Schriften Nro. 47, deren Verfasser Hr. Dr. Zsaldos zu Papa ist, und Nro. 43 eine ehrenvolle Erwähnung mit einer Belohnung von

100 Dukaten in Golde zuerkannt, weil sie sich theils durch ihre schöne Darstellung, theils durch innern Gehalt ausgezeichnet hatten. g) Beförderungen, Belohnungen, Gehaltserhöhungen, Pensionirungen.

III. Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde. a) Aemtlliche Untersuchungen und Aeusserungen über 2 merkwürdige Naturerscheinungen. — (Beschluss). So interessant für den Naturforscher in dem vorigen Hefte die Untersuchung des sausenden Zügo oder brennenden Egökút im Großfürstenthume Siebenbürgen war, so interessant ist hier für ihn die Untersuchung des Erdbebens im Königreiche Ungern, in der Stuhlweissenburger Gespannschaft, vom 14. Jänner 1810, die den Herren *Kitaibel*, *Tomtsány* und *Fabricey*, durch ihre Gründlichkeit und Bescheidenheit, Ehre bringt, und dem naturforschenden Arzte zum Muster dienen kann, wie er in ähnlichen Fällen die Untersuchung zu pflegen und sein Gutachten abzufassen habe. b) Ueber die Methode des Theoretisirens in der Heilkunde. Von *Ph. K. Hartmann*. (Beschluss). Die Resultate dieser instructiven Abhandlung, die wir in den Händen aller jungen Aerzte wünscheten, sind folgende: 1) Alle Philosophie, der sich nicht ein wirkliches Erkenntniß ursprünglich gegenüber stellt, führt auf Widersprüche. 2) Die Philosophie ist nicht die Wurzel, sondern die Frucht menschlicher Erkenntniß. 3) Bey dem einzelnen Menschen entwickelt sich die Philosophie immer und allein aus der Erfahrung. 4) Alle philosophischen Systeme haben ihren Grund in der Erfahrung. 5) Alles menschliche Denken wird durch sinnliche Anschauung vermittelt. 6) Die Erfahrung ist eine Erkenntnißquelle, deren Zuverlässigkeit alle Philosophen anerkannt haben. Hieraus folgt, daß jene Methode des Theoretisirens die zuverlässigste ist, über die eine Philosophie die Herrschaft führt, welche durch eine, so hoch als möglich gesteigerte Synthese aus der Erfahrung entstanden ist, daß die beste und zuverlässigste Methode eine Theorie der Heilkunde zu erzeugen, diejenige ist, welche ihre Principien aus der Erfahrung nimmt. c) Analyse einer besondern Art von Excrementen unserer Landeidechsen. Von *Dr. Benjamin Scholz*. Die Eidechsen, die keinen eigenen Ausführungsgang für den Urin haben, setzen nebst ihrem schwärzlich braunen Kothe jederzeit noch eine weisse, kreidenartige Substanz, die gewöhnlich den vierten Theil, oft beynahe die Hälfte der übrigen Excremente beträgt, ab. Hr. *Dr. Scholz* setzt nun durch seine interessante chemische Analyse aufser allen Zweifel, daß diese weisse kreidenartige Substanz, was Hr. *Director von Schreibers* schon früher ver-

muthet hatte, für das Harnexcrement im festen Zustande anzusehen sey.

IV. Literatur. Entwurf einer Physiologie des Menschen von *Joseph Schallgruber*. Grundlinien der Zergliederungskunde von *Johann Georg Ilg*. Versuch einer Darstellung des kindlichen Organismus in physiologisch-pathologisch- und therapeutischer Hinsicht von *Dr. Heinrich Xaver Boer*. Geschichte der Augenkunde überhaupt und der Augenheilkunde insbesondere von *Dr. Georg Joseph Beer* und mehrere Inauguraldissertationen werden hier aufgeführt und kurz gewürdigt.

V. Miscellen. a) Ueber den Zuckergehalt des Feldahorns (*Acer campestre*) in der Mitte des Winters; von Professor *Johann Andreas Ritter von Scherer*. Herr *Ritter von Scherer* beweist hier auf die ihm eigene scharfsinnige Art seine früher gehaltenen Ansichten, daß der Feldahorn schon mitten im Winter Zucker bereite, und daß die Erzeugung des Winterzuckers mit der Intensität der Kälte im Verhältnisse stehe, durch Thatsachen. b) Die *Filaria papillosa* in dem rechten Auge eines Pferdes. Dieser in dem Augapfel entstandene und dort selbstständig fortlebende Intestinalwurm war von weißlichter Farbe, 1 und 1/2 Zoll lang, und von der Dicke eines starken Zwirnfadens. c) Befund bey der Oeffnung eines umgestandenen, als wasserscheu erklärten Hundes. Sehr lesenswerth. d) Biographie. Liefert eine kurze Lebensbeschreibung des berühmten, leider! zu frühe verstorbenen *Thomas Closset*, eines würdigen Nachfolgers des ewig unvergeßlichen *Stoll*.

Medicinische Jahrbücher etc. II. Bandes III. Stück. Wien 1814 bey Kupffer u. Wimmer S. 164 in 8.

I. Studium der Heilkunde. a) dem Professor der Anatomie an der Universität in Prag wird freye Wohnung angewiesen. b) Eben dort wird ein medicinisches Clinicum für Wundärzte begebenigt. c) Die Rechte der Doctoren der Chemie werden näher bestimmt. d) Durch allerhöchste Verordnung wird die für die strengen Prüfungen in den deutschen Staaten vorgeschriebene Ordnung auch an der Universität zu Pesth eingeführt. e) Beförderungen, Gehaltserhöhungen, Pensionirungen. Die Nahmen *Türkheim*, *Hildenbrand*, *Raimann* etc. bürgen uns hier, wie sehr unsere weise Staatsverwaltung wahre Verdienste zu würdigen und zu belohnen weiß.

II. Oeffentliches Sanitäts-Wesen. Die gänzliche Einstellung der hier und da bey den Griechen noch Statt findenden Gewohnheit die Leichname in offenen Särgen zu Grabe zu tragen, das Verboth des zu frühen Transportes der vom Scheintode Wiederbelebten, das Verboth des Hausirens mit Arzney-Oelen, die Bestätigung der Verordnung der niederösterreichischen Regierung das

Fleisch finniger Schweine zu vertilgen, und mehrere weise, nützliche, und wohlthätige Anordnungen finden sich hier. Was von Seite 29 bis 60 über die Schafpockenimpfung mit dem zuerst von dem verstorbenen verdienstvollen Herrn Director *Pessina* durch mehrere Regenerationen in gesunden Körpern gemilderten Schafpockenstoff, und über die Schafpockenkrankheit selbst und ihre Behandlung, und was gelegentlich hierbey über die Ansteckungsstoffe im Allgemeinen gesagt wird, ist wahrhaft classisch, und kann als ein Anhang zu dem vortrefflichen *Unterrichte über das Benehmen bey Viehseuchen* betrachtet werden. Möchten alle Gutsbesitzer und Landwirthe, die Schafheerden halten, den ihnen hier gegebenen Unterricht ernstlich beherzigen!

III. *Geschichte der Krankheits-Constitutionen und Viehseuchen* — Auszug aus dem Haupt-Sanitäts-Berichte des Protomedicates von Oesterreich unter der Ens von 1811. Für jeden Kreis- und Districtsarzt lesenswerth, aber keines Auszuges fähig.

IV. *Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde.* a) Beobachtungen über die schädlichen Wirkungen der Quecksilberdünste etc. Aus dem schriftlichen Nachlasse des Hrn. Dr. *Werbeek du Chateau* gezogen und mit Anmerkungen begleitet vom Professor *Prochaska*.

Wir werden aus diesem interessanten Aufsätze das Vorzüglichste ausheben: Das Quecksilber kann theils für sich, theils in verschiedenen Verbindungen in den menschlichen Körper gebracht werden; unter allen Formen aber scheint es in Dampfgestalt auf denselben am schädlichsten zu wirken und ein unwillkürliches Zittern in den Muskeln hervorzubringen. Den Krankheiten, welche von dem in dem Körper angehäuften Quecksilber entstehen, sind jene Individuen unterworfen, die im Feuer vergolden und versilbern, wie auch die Spiegelbeleger, die in Quecksilberbergwerken arbeiten, und die mit dem Amalgamiren oder mit dem Quecksilberabtreiben zu thun haben. Die vorzüglichsten Symptome, welche durch das angehäuften Quecksilber hervorgebracht werden, sind: Speichelfluss, ein colliquativer Zustand, und Zittern der Hände und Füße, besonders der Hände. Bey einem noch größern Grade nimmt das Zittern auch die Muskeln des Rückgrathes und des Kopfes ein, so daß der Kranke weder stehen noch sitzen kann, und bloß während des Schlafes Ruhe gewinnt; manchmahl entstehen auch Lähmungen der Muskeln, zuweilen Kolikschmerzen mit hartem eingezogenem Bauche und After. Die Anzahl und Heftigkeit der Symptome hängt von der Menge des in den Körper gebrachten Quecksilbers und von der Leibes-Constitution und Receptivität des Kranken ab, eben so das früher oder später Ergriffenwerden desselben; es gibt

Vergolder und Spiegelbeleger, welche Jahre lang die Quecksilberdämpfe vertragen, bevor sie erkranken. Hingegen sah Recensent unlängst durch Quecksilberdämpfe in einem Zimmer unvorsichtig verbreitet, gleichsam augenblicklich die heftigste Entzündung des Zahnfleisches, der Zunge, mit einem Worte der ganzen Mund- und Rachenhöhle mit großer Beängstigung und Erstickungsgefahr und starkem Speichelflusse bey 3 Personen erfolgen. Hrn. Dr. *Werbeek's* Methode dergleichen Kranken zu heilen, war folgende: Nach einem vorläufigen gelinden Abführungsmittel oder wenn es angezeigt war auch Brechmittel, gab er Abends vor dem Schlafengehen 1—2 Scrupel eines Pulvers aus gleichen Theilen von Schwefelblumen und gereinigtem Salpeter mit einer Schale Thee von Hollunderblüthen, womit er nach Umständen zu einer Drachme, die er dann auch früh und Abends reichte, stieg. Hatten hierauf das Zittern und die anderen Symptomen nachgelassen, so ließ er den Kranken einige Tage hindurch öfters von dem Absude des Cardobenedicten-Krautes und der Alant- und Baldrianwurzel nehmen. Trat Speichelfluss ein, so wurde öfters von dem Decocte der Eibischwurzel genommen und zuweilen ein gelindes Abführungsmittel gegeben. Wider den harten eingezogenen Bauch bey trockenem und kugelförmigen Stuhl und Kolikschmerzen wurden erweichende Klystiere, Bäder und das Schmieren des Bauches mit der Eibischsalbe oder mit einem Fette verordnet. Während des Gebrauchs des obigen Pulvers ließ Dr. *Werbeek* unter das Leintuch in das Bett des Kranken eine dichte Wachseleinwand aufbreiten, auf welcher er dann immer ein schwarzgraues Pulver fand, welches mit dem Finger gerieben, sich bald in reines Quecksilber verwandelte, und er versichert auf diese Art von manchem Kranken bis zu seiner Genesung ein ganzes Pfund Quecksilber erhalten zu haben. b) Kurze Darstellung mehrerer physiologisch-pathologisch- und therapeutischer Versuche mit der Blausäure vom Hrn. Director *Vietz* an Pferden und Hunden angestellt. Dieser schöne Aufsatz, der in dem folgenden Hefte beschlossen wird, liefert 23 mit der Blausäure an Hunden und Pferden angestellte Versuche, einige Sectionen, wo überall ein auffallender bitterer Geruch der Blausäure, das Herz leer, und die Venen von *zähem schwärzlichem* Blute strotzend angetroffen wurden, und nach der Ansicht des nun verewigten Hrn. Dr. *Vietz* folgende Resultate: 1) die Blausäure ist das stärkste aller narkotischen Gifte; 2) sie scheint, auf eine den elektrischen Strömungen anverwandte Weise, zuerst auf das Nervensystem und erst mittelst desselben auf andere Systeme einzuwirken; 3) ihre unmittelbare Wirkung scheint plötzliche und gewaltsame Emporstimmung der

Nerventhätigkeit zu seyn, auf welche dann um so eher Erschöpfung und Lähmung eintreten muß; 4) die Wirkung der Blausäure ist heftig, aber schnell vorübergehend, wenn die Gabe nicht tödtlich ist; 5) sie ist der flüchtigste aller bekannten volatilen Stoffe, indem sie (selbst durch Einspritzungen in den After, in die Nase beygebracht) gleichsam in einem Augenblicke den ganzen Körper durchdringt und sich in dem Athem, in der Ausdünstung, in dem Blutgase etc. durch seinen kernbitteren Geruch zu erkennen gibt; 6) das Ammonium ist das directe Gegengift der Blausäure; 7) die Blausäure verdient bey vorherrschenden Affectionen des Nervensystemes als Heilmittel Aufmerksamkeit, ist aber zuerst aus Vorsicht in der Thierarzneykunde zu versuchen. — Wir bitten mit diesem lehrreichen Aufsätze die von Hufeland mitgetheilte Vergiftungsgeschichte mit Blausäure *) zu vergleichen. Ein starker gesunder Mann, von 36 Jahren, hatte sich durch das Verschlucken einer Flüssigkeit, die er sich wahrscheinlich aus bitteren Mandeln bereitet hatte, und die beyläufig 40 Gran Blausäure enthielt, in wenigen Minuten getödtet. Der Leichnam blieb lange einem Scheintodten ähnlich und duftete einen starken Geruch von bitteren Mandeln aus; bey der Oeffnung der Höhlen desselben, besonders des Kopfes und des Unterleibes verbreitete sich ein durchdringender, die Nase schmerzhaft afficirender Geruch von bitteren Mandeln; das Blut war nicht geronnen, sondern dickflüssig, wie Oel, und schwarzblau, gleichsam mit Berlinerblau tingirt. Herr Hufeland glaubt hieraus den Schluß ziehen zu dürfen, daß die Blausäure, so wie das Viperngift und einige andere Gifte unmittelbar in das Blut und durch das Blut wirke und zwar etwa dadurch, daß sie dem Blute in einem Augenblicke seinen Lebensreiz und seine Lebensmischung raube und das Herz sogleich lähme etc. Allein diese Ansicht widerspricht der ebenfalls in diesem Aufsätze geäußerten Ansicht des würdigen *Hufelands*, als ob ein solcher Getödteter scheintödt seyn könne, und wird durch Herrn Dr. *Vietz's* Versuche hinlänglich widerlegt. c) Ueber die Durchbohrung des Trommelfelles. Von Vincenz *Kern*, Professor der chirurgischen Klinik an der Universität in Wien. Nachdem der Herr Professor mehrere fruchtlose Versuche angeführt hat, zeigt er auf eine befriedigende Art, wie selten und unter welchen Verhältnissen die Beseitigung der Taubheit durch die Durchbohrung des Trommelfells zu erwarten sey.

V. *Literatur.* a) J. L. B. *de Jacquin* Eclogae plantarum rariorum, aut minus cognitarum. Eine für die vaterländische Gelehrsamkeit rühmliche Fortset-

zung der Meisterwerke seines Vaters. b) Johann Adam *Schmidt's* Vorlesungen über die syphilitische Krankheit und ihre Gestalten. Für Jeden nothwendig, der sich über die Lustseuche und ihre Heilart gründliche Kenntnisse verschaffen will. c) Allgemeine Pathologie der größeren Hausthiere von H. *Waldinger* etc. d) Widerlegung der von Herrn v. *Besnard* aufgestellten Theorie und Heilart der Lustseuche. Von Dr. H. G. *Bongard*. e) J. *Neubauer* Dissertatio inauguralis de febris puerperali. f) F. X. *de Hildenbrand* dissertatio inauguralis de Catarrhis. g) C. A. *Marterer* dissertatio inaug. de Digitali purpurea. h) J. M. *Lehmann* diss. inaug. de hepatide erysipelacea.

Diese Schriften und Dissertationen, unter welchen die v. *Hildenbrand's* sich vorzüglich auszeichnen, werden hier kurz und gründlich gewürdigt. *Medicinische Jahrbücher* etc. II. Bandes IV. Stück.

Wien 1814 bey Kupfer und Wimmer. S. 163 in 8. mit 1 Kupfertafel.

I. *Studium der Heilkunde.* a) Bildung und bessere Versorgung der Hebammen in Böhmen. b) Die Vorlesungen über die Rettung der Scheintodten werden auch an Lycäen eingeführt etc. etc.

II. *Oeffentliches Sanitätswesen.* a) Allerhöchstes Handschreiben wegen Versorgung der Wittwen und Kinder der in den Militärspitälern verstorbenen Civilärzte (von 1810). b) Die jährlichen Ausweise über Verstorbene, Geborne und Getraute sind nach dem Solarjahre zu verfertigen (von 1812). c) Den Oberärzten wird während der Dauer des Krieges eine Zulage von 8, den Unterärzten und Practicanten von 5 Gulden monatlich bewilliget (von 1813). d) Wegen Annäherung der Pest an die ungrischen und siebenbürgischen Gränzen werden die Strafgesetze rücksichtlich der Vergehen bey ansteckenden Krankheiten neuerdings eingeschärft. e) Privat-Irrenanstalten können nur von moralisch guten Aerzten, die vorzügliche Kenntnisse von diesem Geschäfte und das hierzu nöthige Vermögen besitzen, noch durch irgend ein Amt gehindert sind, errichtet werden: ohne ärztliches Zeugniß darf kein Wahnsinniger aufgenommen werden; beyde Geschlechter sind sorgfältig abzusondern; der Vorsteher der Anstalt bleibt für alle Verletzungen, welche Wahnsinnige sich selbst, oder andern zufügen, verantwortlich; jede Privat-Irrenanstalt bleibt der Landesstelle untergeordnet etc. etc. f) Taggelder für die in Militärspitälern angestellten Civilärzte (für Aerzte 8, für Wundärzte 4, und für Lehrlinge 2 fl.) g) Zuflüsse für den mährisch-schlesischen Haupt-Armenfond. h) Begünstigungen der Spitalärzte. Kein Arzt kann künftighin ein Landphysicat erhalten, ohne vorher durch einige Jahre in irgend einem allgemeinen Krankenhause verwendet worden zu seyn. Bey allen An-

*) Siehe Journal vom Jahr 1815, erstes Stück, S. 85.

trägen zu Beförderungen und Belohnungen der Aerzte und Wundärzte muss in Zukunft angeführt werden, ob und welche Beyträge sie zu den medicinischen Jahrbüchern der österreichischen Monarchie oder zu den actis medicorum Austriae geliefert haben. *l*) Aufnahmstaxe für Findlinge vom Lande. Von der auf 60 fl. festgesetzten Aufnahmstaxe für Findlinge vom Lande wird bey Unvermögenheit einer Gemeinde oder eines Armenfondes ein Theil oder das Ganze nachgesehen. *k*) Die Taxe für die Leichenbeschau wird in Wien von 15 auf 21 kr. erhöht. *l*) Kuhpockenimpfung. Zur Belohnung der sich in Siebenbürgen in der Kuhpockenimpfung auszeichnenden Aerzte sind jährlich 5 Preise, jeder zu 100 fl. bestimmt. *m*) Zu Errichtung eines Vaccinationsfondes hat jedes Brautpaar in Mähren und Schlesien eine Taxe von 21 kr. vor der Trauung zu entrichten. *n*) Uebersicht der in mehreren Provinzen in den Jahren 1810—1812 unternommenen Impfungen,

In Böhmen wurden geimpft i. J.	1810 — 20459 Kind.
	1811 — 24365 —
	1812 — 79880 —
In Steyermark und Kärnthen i. J.	1810 — 7181 —
	1811 — 10806 —
	1812 — 31050 —
In Siebenbürgen w. geimpft i. J.	1810 — 4135 —
	1811 — 19760 —
	1812 — 27125 —
In Gallizien — — — —	1811 — 94005 —

o) Fortsetzung des Unterrichts über die Pocken und die Impfung der Schafe. *p*) Gehaltserhöhungen, Beförderungen, Pensionirungen, Belohnungen.

III. Aufsätze und Abhandlung aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde. *a*) Versuche mit der Blausäure etc. von Hrn. Dir. Vietz. *Beschluss.* *b*) Einige Nachrichten über die mit einem zweyten Foetus schwanger geborenen Kinder, oder über den Foetus in Foetu, mit physiologischen Bemerkungen begleitet, nebst einer Kupfertafel vom Prof. Prochaska. Hr. Prof. Prochaska führt hier mehrere merkwürdige Fälle vom Foetus in Foetu auf, und zeigt durch zwey derselben, dass der zweyte oder der innere Foetus nicht immer seinen Sitz unter dem Magen, im mesocolon, sondern auch in andern Theilen des Körpers haben könne, beweiset den Unterschied zwischen zusammengewachsenen Mißgeburten und dem Foetus in Foetu, und theilt uns dann mit vielem Scharfsinne einige physiologische Bemerkungen über die Erzeugung überhaupt und dann die mögliche Entstehungsart eines solchen inneren Foetus mit. *c*) Uebersicht der in der medicinischen Klinik für Wundärzte während des Schuljahres 1813 behandelten Krankheiten mit allgemeinen Bemerkungen über dieselben und Angabe ihrer Behandlungsweise und Ausgänge. Von Pr. Raimann.

Schon in dieser Uebersicht, deren Fortsetzung und Beschluss im nächsten Bande folgt, zeigt unser würdige Raimann, dass auch er in dem Götterathe den Oehlbaum den übrigen Bäumen vorgezogen haben würde, dass er ganz gegen die Sitte unserer meisten neomodischen Schriftsteller nützen, nicht glänzen wolle. Nach dem Plane dieser medicinischen Klinik, die zum Frommen der Menschheit keinem Naturphilosophen, sondern in der Person des Hrn. Dr. Raimann einem rationalen und erfahrenen Arzte anvertraut wurde, müssen die Wundärzte vorzüglich in der Behandlung solcher innerlichen Krankheiten unterrichtet werden, welche unter den Landbewohnern am gemeinsten vorzukommen pflegen; es muss daher in dieser Klinik eine Auswahl bestimmter Krankheitsformen gemacht, und bis die Schüler, bey welchen in der Regel nur eine beschränkte ärztliche Vorausbildung voraus zu setzen ist, im Auffassen und Beurtheilen mehr geübt sind, nur auf minder seltene und auch minder verwickelte Fälle Bedacht genommen werden. Pr. Raimann gibt uns nun hier eine Uebersicht der in dem Schuljahre 1813 behandelten Krankheitsarten und führt sie nach der ihm eigenen Krankheitseinteilung geordnet auf, und so beginnt er mit Fieber, wovon behandelt wurden:

1. Einfaches entzündliches Fieber, 2. Gastrische Fieber, 3. Wechselfieber. Hr. Pr. Raimann gibt hier überall Rechenschaft über die Art seines Handelns, und würzt jeden Absatz mit nützlichen Bemerkungen, die von seiner Erfahrung, und soliden ärztlichen Bildung zeugen. Vorzüglich empfehlen wir seine Ansichten von dem Wechselfieber. — Das Extractum salicis capreae wurde gegen letztere vergeblich versucht; und Pr. Raimann hofft mehr von der Rinde dieser Weide in Substanz gegeben. *d*) Uebersicht der Vorfälle auf der öffentlichen Augenklinik vom 17. Jänner bis 27. August 1813, vom Dr. und Pr. Beer.

Der Raum dieser Blätter gestattet keinen Auszug; wir bemerken nur, dass diese herrliche Anstalt, die wir, wie so viele andere, dem für Oesterreichs Staaten unsterblichen Herrn Staatsrathe Freyherrn v. Stiff verdanken; unter der Leitung des ersten Meisters der Augenheilkunde trefflich gedeihe und vorzügliche Augenheilkünstler bilde.

IV. Literatur. *a*) J.L. B. de Jaquin, Elogae plantarum rariorum etc. (Fortsetzung). *b*) Val. Nob. ab Hildenbrand, Ratio medendi. Pars altera.

Dieser Band enthält Krankheitsbeobachtungen vom Schuljahre 1808 und 1809, und der Hr. Verf. befasst sich mehr darin mit Würdigung der Volkskrankheiten, als mit Darstellung mühsam gesuchter, seltener Krankheitsfälle. Ueberall spricht sich auch hier der reife Beobachter und scharfsinnige Denker aus, *c*) Systematisches Hand-

buch der gerichtlichen Arzneykunde etc. von Jos. Bernt. Ein Werk, das wir nicht genug empfehlen können, und das für jeden gerichtlichen Arzt unentbehrlich ist. d) 4 Inaugural-Dissertationen; die hier kurz gewürdigt werden, so wie e) Augustin Hochweis's Anleitung zur Abfassung gerichtlicher Untersuchungsberichte, bey welchem letzteren Büchlein die gerichtlichen Aerzte ermahnt werden, ihr Geld und ihre Zeit auf etwas Besseres als auf den Ankauf und die Lesung desselben zu verwenden.

V. *Miscellen*. Biographie. Diese Biographie setzt dem Nahmen des Jos. Freyh. von *Quarin*, eines der scharfblickendsten Beobachter, die Oesterreich je gehabt hat, und eines seiner nützlichsten Schriftsteller ein rühmliches Denkmahl. Auch Recensent, der den Schriften und Lehren dieses Mannes auf seiner practischen Laufbahn so viel zu verdanken hat, segnet die Asche des Verewigten.

D — — d.

Kleine Schriften.

Kleines Gesangbuch für Schulen. Von D. C. W. Spiecker. Züllichau in der Darmmannschen Buchhandlung 1815. 68 S.

Dieses Büchlein enthält 120 geistliche Lieder, und soll als *Andachts- und Erbauungsbuch* dienen, um fromme Gefühle und edle Gesinnungen wecken, beleben und stärken, und in jugendlichen Seelen den Sinn für das *Heilige und Göttliche* entwickeln und bilden zu helfen. Die Gegenstände dieser Lieder: I. *Religion*. II. *Gott*. III. *Jesus Christus*. IV. *Unsterblichkeit der Seele*. V. *Christliche Denk- und Handlungsweise*. VI. *Lieder für besondere Tage und Zeiten*. Bey jedem Liede ist eine bekannte Melodie angegeben, nach welcher es gesungen werden kann. Um Geist und Sprache dieses Büchleins durch einen authentischen Beleg zu charakterisiren, heben wir das Lied auf die *Engel* aus, welches No. 39, unter der Rubrik *Unsterblichkeit* enthalten ist. Melodie: *Werde munter mein Gemüthe*.

1. An den Ring der Erdenwelten schliesset sich die Geisterwelt. Einst nach der Vollendungsstunde, wenn der dichte Schleyer fällt, einst wenn wir hinüber schweben über Grab und Eitelkeit, reichen Brüder uns die Hände, Brüder in der Ewigkeit.

2. Engel nennt sie unsre Sprache, lieblich mahlt sie unser Geist, stellt sie vor dem Welten-throne, wo ihr Lied den Schöpfer preist; angethan mit weißen Kleidern, Friedenspalmen in der Hand, ausgeschmückt mit Kraft und Tugend, ewig rein, wie ihr Gewand.

3. Reine Wesen — Himmelskinder, schön durch ew'ge Heiterkeit! ach, der Glaube ist so selig, daß ihr unsre Freunde seyd, daß euch unser Schicksal rühret, daß ihr uns zur Seite steht, unsre stille Tugend segnet, unsre fromme Thräne seht.

4. O wer wollte sich nicht scheuen vor geheimer Lasterthat! nicht mit Schaam zurücktreten vom verbothnen Sündenpfad? Ist es möglich, daß der Pilger sein erhabnes Ziel vergiftet, wenn er den Gedanken denket, daß er unter Engeln ist?

5. Auf, mein Geist, in jene Welten, wenn die Erde dich umstrickt! auf zu jenen Freygeborenen, wenn dich deine Fessel drückt! Flug empor zu jenem Ziele, aus der Finsterniß zum Licht: Gott und Engel sind dir nahe, kämpfe, ringe, weiche nicht.“ —

Weniger gelungen ist das *Vaterunser* No. 120, womit das Büchlein schließt, Melodie: *Herr Gott, nun sey gepreiset*. „O Vater aller Frommen! geheiliget sey dein Nahm; laß dein Reich zu uns kommen; dein Wille mach uns zahm. *Gib Brot*; vergib die Sünde; kein Arg's das Herz entzünde; lös uns aus aller Noth.“ Im Ganzen zeichnet sich aber das Büchlein durch die Auswahl der Lieder, und durch den Geist, der die ganze Sammlung durchweht, vortheilhaft aus. Correctheit des Druckes und Wohlfeilheit des Preises sind eine Nebenempfehlung.

Sprachkunde.

- I. *Erster Lehrgang für die deutsche Sprachlehre* von E. W. G. Bagge, *Edicationsrath, Vorsteher des Seminariums und Inhaber einer Erziehungsanstalt.* Coburg bey dem Verfasser. 237 S.
- II. *Anleitung zum Gebrauch des ersten Lehrgangs für die deutsche Sprachlehre* von E. W. G. Bagge. Coburg bey dem Verfasser. 56 S.

Der Zweck des Verfassers bey vorliegender Sprachlehre geht dahin, eine *Auswahl der leichter zu fassenden Sprach-Elemente als Gegenstände zu Übungsaufgaben*, so wie eine *gehörig geordnete Sammlung solcher Übungsaufgaben selbst zu geben*. Man hat also hier nur eine *relative Vollständigkeit* zu erwarten, und kann das Werkchen nicht als ein *vollendetes Gebäude des deutschen Sprachunterrichtes*, wohl aber als eine *Grundlage zu dem Verstehen und der Benützung anderer größerer Sprachlehren* betrachten. Die in diesem ersten Lehrgang enthaltenen Sprachregeln, 178 an der Zahl, sind mit fortlaufenden Zahlen bezeichnet und mit großen Lettern von den *Beyspielen* abge sondert. Selbst die Hauptregeln un-

terscheiden sich wieder von den Corollarien durch die GröÙe des Druckes.

Diese Einrichtung ist in Lehrbüchern überhaupt, insbesondere aber in Elementarlehrbüchern sehr zweckmässig. Jedoch können wir weder allen Erklärungen noch allen Kunstausdrücken, die wir in diesem Buche finden, unsern Beyfall geben. So heist es z. B. S. 24. *Hauptwort nennen wir jedes Wort, das etwas Bleibendes, Bestehendes, Selbstständiges bezeichnet.* Warum nicht kurzweg: Hauptwort ist der Name einer Person oder Sache. Aber das von einem und demselben Gegenstande oft zwey und mehrere Definitionen gegeben werden, können wir vollends auf keine Art billigen. So heist es bey *Hauptwort nennen wir jedes Wort, von dem sich etwas sagen läßt.* Es ist doch wohl genug, wenn das Kind von jedem Begriff *Eine* Definition merkt, besonders wenn die übrigen nicht bestimmter sind, als die so eben angeführte. Klarheit des Begriffes muß nicht durch eine Menge von *Definitionen* sondern durch Mannigfaltigkeit der *Beispiele* erzwengt werden. Vom Zeitworte werden *drey* Definitionen zusammengestellt, nämlich: „*Zeitwort heist ein Wort dann, wenn es das Unselbstständige, oder das, was von dem Hauptworte gesagt wird, mit dem Selbstständigen oder dem Hauptworte verbindet. Zeitwort heist ein Wort, wenn es anzeigt, daß ein Ding in irgend einen Zustand versetzt werde. Zeitwort heist ein Wort, das etwas anzeigt, was in keinem Augenblicke bleibt, wie es ist.*“ Bey der Eintheilung des Zeitwortes S. 67 kommen folgende Kunstwörter vor: Das Zeitwort ist entweder ein *zielendes* oder *zielloses*. Sollen denn die alten Benennungen *activum et neutrum*, thätiges und Mittelzeitwort, oder nach Adelung transitivum und intransitivum gänzlich verschwinden? Und ist eine solche Ausmerzung in Werkchen zu billigen, welche, ihrer Bestimmung nach, nur als Grundlagen gröÙerer Sprachwerke dienen sollen! Wenn der Verf. in der Definition der *ziellosen* Zeitwörter sagt: „*sie sind solche, welche in dem Begriff, den sie bezeichnen, schon den Gegenstand mit begreifen, auf den sie wirken*“, so ist ja der Ausdruck *ziellos* dem Begriffe nicht angemessen. Die *reciproca* werden *zurückzielende* genannt. Der *Indicativus* heist die *gewisse Form*, der *Conjunctivus* die *ungewisse*, der *Imperativus* die *befehlende*, der *Infinitivus* die *unbestimmte Form*. Warum nicht *Sprechart*? S. 74. wird die Ordnung der Zeiten folgender Massen angegeben? *Gegenwärtige, Nächstvergangene, Vergangene, Vergangengewesene, Zukünftige, Zukünftigvergangene, Bedingtzukünftige* (z. B. ich würde seyn), *Bedingtzukünftigvergan-*

ne Zeit (z. B. ich würde gewesen seyn). Die *Conjugation* wird *Umwandlung* genannt. Uebrigens sind die Sprachregeln mit *Kürze* und *Bestimmtheit* behandelt. Nur scheint uns die Lehre von der *Wortfolge* S. 183—197. für den ersten Unterricht etwas zu ausführlich. S. 228—233 ist ein zweckmässiges Verzeichniß von *fremden* Wörtern nebst den gleichbedeutenden *deutschen* Ausdrücken angehängt, zur Beförderung der deutschen *Sprachreinheit*. Die den Regeln beygefügtten *Beispiele* zeichnen sich eben so durch ihren *Reichthum*, als ihre *Auswahl* aus. Sie können zugleich als ein recht nützlich Lesebuch dienen. Ihrem Inhalte nach sind sie von *doppelter* Art; die *ersten*, welche allemahl zunächst unter der Regel stehen, enthalten *Merkwürdigkeiten* aus der *Naturgeschichte*, und handeln: 1) von der Welt und der Erde im Allgemeinen. 2) Von den Geschöpfen und deren Ordnung zur leichtern Uebersicht. 3) Folgen kurze Beschreibungen einzelner Geschöpfe aus verschiedenen Reichen und Classen. 4) Betrachtungen über den Menschen und kurze Lebensbeschreibungen einzelner Menschen. 5) Allerley *Merkwürdigkeiten* von Menschen, Entdeckungen und Erfindungen. 6) Endlich eine Reihe von *Lebensregeln*, *Sitten-* und *Denksprüchen* aller Art. Die *zweyte* Art der *Beispiele*, die jenen bey jeder Regel abwechselnd folgen, erzählt nach der Ordnung der *Zeitfolge* einzelne *merkwürdige Begebenheiten* aus der deutschen Geschichte, und ist dazu brauchbar, daß die Kinder mehrere *Begebenheiten*, die sie in der Folge auffassen, an der gehörigen Stelle zwischen die hier berührten und früher im Gedächtniß behaltenen einschieben lernen, und so ein zusammenhängendes Ganzes erhalten. Durch diese *Beispielsammlung* erhält das Werkchen vor vielen ähnlichen einen *entschiedenen Werth*.

No. II. enthält, wie schon der Titel anzeigt, eine *Anleitung* zum Gebrauche des unter No. I. angezeigten Lehrgangs, und ist ein *Methodenbüchlein für Lehrer*, besonders in *Land-* und *Bürgerschulen*. Für diejenigen, welche sich über die in den *Beispielen* vorkommenden Gegenstände eine umfassendere Kenntniß verschaffen wollen, ist S. 49—54 ein Verzeichniß einiger, zur eigenen *Belehrung* des Schullehrers geeigneten Bücher angehängt.

Schlüsslich wollen wir noch bemerken, daß die vorliegenden zwey Werkchen in Commission der G. A. Kaiser'schen Buchhandlung zu Erfurt zu haben sind, was auf dem Titel nicht angemerkt ist.

E. Th. H.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 58.

Freitag den 19. Juli.

1816.

Oesterreichische Gesetzkunde.

System der politischen Gesetze Böhmens in 12 Theilen zum bequemen Gebrauch für den Geschäfts- und Privatmann. Von Dominik Kostetzky Magistratsrath. Erster Theil Prag bey Karl Wilhelm Enders. Auch einzeln unter dem Titel: Die Staatsverfassung des Königreichs Böhmen, zu haben.

Dieser erste Theil ist ein politisches Quodlibet von wenigem Gebrauche für den Geschäfts- und Privatmann. Denn, wenn der Verfasser sich es vorgenommen hätte ein Buch ohne Plan, mit unnützen Materialien, die zur Gesetzkunde gar nicht gehören aus längst bekannten Quellen, ohne Ordnung, und voll Unrichtigkeiten dem Publicum zu überliefern, so hätte er es nicht besser anlegen können.

Folgende Beweise werden das Urtheil des Referenten rechtfertigen:

I. Hauptstück. Vom österreichischen Kaiserthum. Der Verfasser übergeht ganz dafs Seine itzt regierende Majestät schon im Jahre 1804 sich als Erbkaiser von Oesterreich erklärten, das im 2. §. angeführte Patent vom 6. August 1806 aber blofs die Entsagung der römischen Kaiserwürde, und die künftigen Beobachtungen hinsichtlich des schon seit zwey Jahren bestandenen österreichischen Erbkaiserthums enthält — eine Lücke in der Zeitgeschichte, die sich kein Zeitgenosse zur Schuld fallen lassen sollte, und die schon deshalben hätte berührt werden sollen, weil so lange Kaiser Franz zugleich römischer Kaiser war, er den Titel *kaiserl. auch kaiserl. königl.* Majestät geführt hat, wie solcher immer in den Acten dieser zwey Jahre vorkömmt, und über die Ursache, dafs diese Courtoisie bestanden, und wieder aufgehört hat, der angehende Geschäftsmann billig hätte belehrt werden sollen. —

Der 2. Abschnitt dieses Hauptstücks. Titula-
Siebentes Heft.

tur und Wappen Sr. österreichischen k. k. apost. Majestät nach den durch den Prefsburger-Frieden herbeygeführten Veränderungen und der allerhöchsten Pragmatical-Verordnung vom 6. August 1806, und den später nachgefolgten Abänderungen nach dem Wiener-Frieden, ist: nach den itzt wieder ganz geänderten Verhältnissen, wo die abgerissenen Provinzen wieder der Monarchie einverleibt wurden, und noch ein anderes Arrondissement erfolgte, eine zu nichts führende Einschaltung, die itzt einer ganz neuen Berichtigung bedarf.

Der 3. Abschnitt Hofstaat des österreichischen Monarchen, oder von den Hofämtern, dem Hofceremoniel, und der Rangordnung bey öffentlichen Feyerlichkeiten. In diesem Abschnitte mengt der Verfasser, der doch nur ausschlußig für Böhmen schreiben will, den Hofstaat, und Bruchstücke des Hofceremoniels in Wien unter einander, vergißt überall etwas, z. B. die Erfordernisse zur Truchseswürde, bey der Leibgarde zu Fuß übergeht er ganz die Palaisgarde, bey der Gemahlinn des österreichischen Staatsregenten werden die Kammerfrauen und die übrige männliche und weibliche Dienerschaft, endlich der Hofstaat der Kinder des Monarchen ganz übergangen.

In Ansehung der Rangordnung beschränkt sich der Verfasser wieder lediglich auf *Böhmen*, und liefert uns zwey Verordnungen, welche blofs den Rang zwischen Militär und Civil bestimmen. Endlich erzählt er uns die bestandenen Krönungsfeyerlichkeiten unter Leopold dem II. und Kaiser Franz dem I. theils in der gegenwärtigen, theils künftigen Zeit, als wenn sie erst geschehen sollten. Warum bemengt sich der Verf. in einem systematischen politischen Gesetzbuche mit diesen Gegenständen, welche man ohnehin schon in Kroppatscheks Staats-Verfassung nur weit umständlicher findet, und die uns der Verf. hier das zweytemahl unnöthig aufischt, um sein Werk zu vertheuern?

Im 4. Abschnitt kommen die in der österreichischen Monarchie bestehenden Orden in einer

ganz falschen Ordnung und auch an und für sich sehr unrichtig vor. Der erste aller Orden ist nicht der militärische Maria Theresia-Orden, der zweyte nicht der Elisabethorden — welche beyde bloß militärische Orden sind. Der Orden des goldenen Vlieses, oder der Toisonorden behauptet unter allen österreichischen Orden den ersten Rang, ihm folgen erst die Uebrigen. Bey dem Toisonorden hat uns der Verf. zu sagen vergessen, daß nachdem die Krone Spaniens auf das Haus Bourbon kam, auch Spanien den nämlichen Orden vergibt, daß jedoch die spanischen Ritter hier keinen Rang behaupten, und bey den Ordensfeyerlichkeiten nicht erscheinen.

Der Verfasser rechnet unter die österreichischen Orden auch die Sct. Wenzeslauritter, und sagt: „ist es gleich nach der Geschichte nicht ungezweifelt ausgemacht, ob diesem Ritterschlag ein förmlicher Ritterorden zum Grunde liege, oder ob er eine Nachahmung des Ritterschlags sey, welcher bey der Krönungsfeyerlichkeit der römischen Kaiser mit dem Schwert Kaiser Carl des Großen üblich gewesen.“ — Wir verweisen ihn dießfalls auf die in dem Krönungsjournal des Hrn. v. Desbrois enthaltene sehr gründliche Abhandlung, in welcher bewiesen wird, daß dieses nie ein Ritterorden war, sondern bey den Krönungen des römischen Kaisers und des Königs von Böhmen, die an und für sich sehr viel Aehnlichkeit haben, gewöhnlich Ritter geschlagen wurden, wo man bey der böhmischen Krönung denen zu Rittern geschlagenen Individuen zu Ehren des heiligen Landespatrons Wenzel, den Nahmen Wenzeslauritter beylegte, weil sie mit dem Schwerde dieses Heiligen geschlagen wurden. Ueberdies gehören zu einem Ritterorden folgende Erfordernisse: a) Die Anerkennung des Landesfürsten, daß es ein Ritterorden sey. b) Die Tragung eines Ordenszeichens. c) Ordensstatuten. — d) Ein bemessener Rang bey Hoffeyerlichkeiten. Dieß alles fehlt bey den Sct. Wenzelsrittern; und es ist demnach ausgemacht, daß diese bloß zur Verherrlichung der Krönungsfeyerlichkeit nach dem alten Gebrauche zu Rittern geschlagen werden, ohne daß solche eigentlich unter die österreichischen Ordensritter gehören.

5. *Abschnitt.* Länderbestand des österreichischen Kaiserthums. Diesen liefert uns der Verfasser, dessen Buch im Jahr 1816 erscheint, nach den Verhältnissen des Wiener-Friedens! schreibt aus Georg Hassels statistischen Umriss der europäischen Staaten von 1805, die Ländererwerbungen von Maria Theresia bis Kaiser Franz, so wie den Flächeninhalt und die Volksmenge der österreichischen Staaten ab, und liefert also ganz unnothige falsche Daten.

Der Verf. sucht dieses zwar in der Anmerkung der Zusätze Seite 591 zu entschuldigen. „Die Entfernung des Verf. von der Hauptstadt, sagt er, macht es ihm unmöglich die neuern nach Vollendung des Manuscripts und während des Drucks vorgefallenen Veränderungen in Betreff des Länderzuwachses der österreichischen Monarchie vollständig nachzutragen. Er bittet die Leser um Nachsicht und Geduld bis zu einer neuen Auflage, wo der neueste Zustand der Dinge vollkommen dargestellt seyn wird.“

Wir glauben zwar nicht, daß diesem Theile die Ehre einer zweyten Auflage wiederfahren werde, und müssen überdies gestehen, daß die Entschuldigung des Verfassers eben so viel als keine ist. — Aus jeder Zeitung, die auch auf dem Lande zu haben ist, hätte er dem Publicum complet das dermalige Arrondissement der Monarchie liefern können. Das Lombardischvenezianische Königreich hat einen weit größern Umfang, als was in Oberitalien durch den Frieden von Campoformio, Lüneville und Presburg abgetreten wurde; und wenn ja der Verf. diesen in das System der politischen Gesetze Böhmens gewiß nicht gehörigen Gegenstand hätte einschalten wollen, so hätte er wenigstens dabey eben so umständlich als bey Daten seyn sollen, die itzt füglich wegzulassen gewesen wären. — Wiewohl man auch da noch hätte sagen müssen: Sed hic non erat his locus.

Eben so hat uns der Verf. den Auszug aus den Satzungen des lombardisch venezianischen Ordens der eisernen Krone geliefert, uns aber nicht den Ursprung dieses Ordens, und bey welcher Veranlassung er an das Haus Oesterreich kam, gesagt. —

II. *Hauptstück.* Vom Königreich Böhmen. 1. *Abschnitt.* Ursprung des Reichs, Erhebung zum Königreich, Vereinigung mit Oesterreich, und vormahliges Verhältniß gegen das deutsche Reich. In der Anmerkung ***) sagt der Verf.: jene Czechen, die auch deutsch können, wurden Utraquisten genannt. — Dieß pflegt wohl im Sprachgebrauch gleichsam scherzweise zuweilen gesagt zu werden, und heist so viel als daß man beyde Sprachen spricht; aber es ist eine vorzüglich bey Böhmen für den Fremdling leicht zu Verstossen Anlaß gebende Benennung, wenn man aus der Geschichte weiß, daß die Utraquisten jene Böhmen waren, welche nach den Concordaten des Basler-Kirchenconciliums das heilige Abendmahl unter beyden Gestalten empfangen durften, und doch von der katholischen Kirche eigentlich nicht getrennt waren — welches bey dem tridentinischen Concilium wieder aufgehört hat, und die Utraquisten zur protestantischen Kirche übergetreten

sind. — Gibt es noch Utraquisten in Böhmen kann der Fremdling fragen, und dadurch die Glaubensgenossen meinen; — ja antwortet der Leser des Kostetzkischen Werkes, und nennt damit jene, welche deutsch und böhmisch sprechen.

Im III. Hauptstück. Von den Landesstellen und Landtagen herrschen große Unrichtigkeiten, und äusserst viel Unnöhiges. So wird z. B. der Rang des Prälaten von Karlshof im Landtag angeführt, dessen Stift aufgehoben, er selbst nach der Hand gestorben ist, folglich auch nicht der Fall eintreten kann, ihm einen Rang zu bemessen, weil bekanntermassen der Sitz der Aebte aufgehobener Klöster im Landtage nicht mehr ersetzt wird. — Den 79 §. hätte der Verf. — da es keine Abbes Commendataires, gibt, und solche in der itzigen Regierung nicht mehr ernannt, sondern wieder ordentlich Aebte gewählt werden — sich ganz schenken können.

Beym Herren-Stande unterlässt der Verfasser uns die privilegierten Familien zu nennen, welche eigene Sitze bey dem Landtag einnehmen. Die Familien Martinitz, Czernin, Waldstein, Trautmannsdorf, Michna, etc. etc. — Bey dem Landesauschuss ist der 95. §. S. 170 ganz falsch. Nicht der Prager Erzbischof, der Obristburggraf, und der Obristlandrichter ernennen die ständischen Ausschussbeysitzer, sondern seit Erneuerung des Landesauschusses unter Kaiser Leopold II. wählt jeder Stand seine Mitglieder, und nach der Mehrheit der Stimmen wird die Bestätigung vom Hof angesucht; Ein Mitglied jedes Standes wird auf 6 Jahre, und eines immer auf 3 Jahre gewählt. Obersteueramtsdirector gibt es keinen seit dieser Renovazion, sondern einen ständischen Kanzleydirector mit Sitz bey dem Ausschusse jedoch ohne Stimme. — Dafs es einen verstärkten Landesauschuss gibt, und dessen Verfassung, übergeht der Verfasser ganz. Wozu taugt der Abdruck eines ganzen Landtagsschlusses. Er ist ganz überflüssig.

Das IV. Hauptstück ist ganz statistischen Inhalts und also ausser dem Plan der Ankündigung eines politischen Gesetzcodex.

V. Hauptstück. 1. Abschnitt §. 116. hätte der Verf. den Geschäftsmann dahin belehren sollen, dafs, ungeachtet die Hauptstadt Prag eigentlich in keinem Kreise liegt, und unter der Prager-Stadthauptmannschaft und der Landesstelle steht, sie zugleich der Sitz des Kaurzimer und Berauner Kreisamtes sey, diese beyden Kreisämter die Vorspannsangelegenheiten nach einigen Abtheilungen besorgen, und dem Kaurzimer Kreisamt auch noch die Eintreibung der adelichen Steuern zu steht.

§. 118. Wozu steht wohl in der Staats-Verfassung Böhmens das Verzeichniß der Kreisdo-

minien und Güterbesitzer aus dem Schematismus 1812, wo sich wieder so viele Besitzveränderungen ergeben haben, dafs diese Einschaltung offenbar falsch ist. Man würde sie anführen können, da man auf jeder Seite Unrichtigkeiten findet. Zu was dem Publicum etwas aufzischen, was es schon hat. Jeder böhmische Geschäftsmann hat sicher einen Schematismus, wozu regalirt ihn der Verf. das zweytemahl mit einem Datum, das dazu noch in sein Werk gar nicht gehört. Lächerlich war dem Rfthen. bey den unter Staatsaufsicht stehenden Herrschaften und Gütern, dafs der Verf. bey dieser Consignation, welche er unrichtig, weifs Gott woher, entlehnt hat, die veräusserten Güter, mit dem Zeichen des †, das nach dem Schriftgebrauch so viel als verstorben bedeutet, bezeichnet hat. — Jede andere Bezeichnung, eines *, eines v. (veräussert) oder die gänzliche Hinweglassung der veräusserten Dominien wäre weit anständiger gewesen.

Im 2. Abschnitt mengt der Verfasser, wie gewöhnlich, Staatsverfassung und statistische Notizen untereinander. Obgleich die beygefügteten Tabellen nicht in dieses Werk taugen, so enthalten sie doch für ein topographisches oder statistisches Werk ganz artige Notizen; manche Data aber führen zu gar nichts. Dahin gehört z. B. die Tabelle Nro. X., die uns höchstens hinsichtlich der Marktpreise von 1774 bis 1782, und jener mit Ende 1793 einen Seufzer abdringt.

In der Tabelle Nro. XI. begreift Ref. nicht wie im Jahre 1789 die Oberfläche Böhmens 7784361 Joche, und im Jahr 1793, 7769610 Joch, folglich um 14751 Joche weniger betragen konnte. Aus welchen Berechnungen erwächst dieser auffallende Unterschied, da man von keinen so wichtigen Elementarzufällen etwas weifs, welche 14751 Joch verschlungen haben sollen. —

3. Abschnitt. Religion, kirchliche Verfassung Geistlichkeit und Toleranz. In der Anmerkung ** erzählt uns der Verf. ganz richtig, dafs während des Hussitenkrieges verschiedene Secten als Hussiten, Utraquisten, Pikarditen, Taboriten, Adamiten, unter Kaiser Sigismund auch Lutheraner entstanden seyn. Unter Kaiser Ferdinand sey endlich nach dem berühmten Siege auf dem weissen Berg bey Prag, die christliche Religion in ganz Böhmen wieder eingeführt, und keine andere Religion im Lande geduldet worden. — Waren denn die verschiedenen Secten und sind die noch bestehenden Lutheraner keine Christen? — Vermuthlich hat der Verf. christkatholische Religion schreiben wollen, denn man ist weit entfernt ihm eine derley Ignoranz zuzumuthen, dafs er andere Confessionen als die katholische für Heiden, Juden oder Mohametaner ansehen sollte.

Seite 285 sagt uns der Verf. „Um dem Abfall von der katholischen Religion vorzubeugen, bestehen mehrere bestimmte Verordnungen. Jeder Uebertreter muß in den *bestimmten* Unterricht genommen werden, bey sich zeigender Verführung aber ist gegen den Verführer nach den bestehenden Gesetzen zu handeln.“ — Warum sagt uns der Verf. den Inhalt dieser bestimmten Gesetze nicht? Er führt nicht einmahl das Datum derselben auf — sagt uns nicht, daß der Unterricht des katholischen Seelsorgers 6 Wochen zu währen habe, und daß wenn er bey dem Uebertritte beharrt, ihm die Bewilligung zum Uebertritt von der politischen Behörde mit dem Beysatze zu ertheilen sey, daß man ihn seinem Schicksale überlasse. Das gesetzliche Benehmen gegen Religionschwärmer (solche die Anhänglichkeit zu nicht tolerirten Religionssecten äussern) übergeht der Verf. ganz. Das sollen wir zwar im 3. Theile erfahren; — Aber wenn der erste Theil wie es scheint auch nur eine Uebersicht des Ganzen enthalten soll, so hätten doch so wesentliche Sachen nicht ausbleiben sollen.

Itzt folgen wieder lauter in das Werk der Gesetzkunde nicht gehörige Consignationen und Tabellen, als: summarische Uebersicht der Diöcesen, Dom- und Collegiatstifte und Pfarreyen; dieser folgen die Eintheilung der Diöcesen in Vikariate, Pfarreyen, Lokalien, die Geistlichkeit, welche für das Militär bestimmt ist, das Verzeichniß der in Böhmen theils noch bestehenden theils aufgehobenen männlichen und weiblichen Klöster, worüber wieder ein ganz unnützes Summarium beygefügt ist. Wozu hat uns der Verf. das Verzeichniß der in Böhmen bestandenen Eremiten geliefert? — Das Verzeichniß der Ortschaften wo Akatoliken bestehen, die Eintheilung der helvetischen und augsburgischen Confessionsverwandten nach ihren Districten, endlich zum Schluß die israelitischen Religionslehrer. Unter das System der politischen Gesetze Böhmens gehören alle diese Materialien nicht, und bey dem gewählten Titel die Staats-Verfassung des Königreich-Böhmens kann man sagen, daß der Verf. Statistik von Staatsverfassung nicht zu unterscheiden wisse, sonst würde er nicht alle Schematismen, Directorien, und das Werk seines Vorgängers Kropatschek geplündert haben, um nur ein dickes Buch zusammen zu bringen, und doch fehlt überall Vollständigkeit. So hat er im 4. Abschnitt unter den öffentlichen Versorgungs-Instituten das ansehnliche Waisenhaus zu Set. Johann dem Täufer ganz übergangen.

Im 5. Abschnitt Anmerkung zu §. 148. sagt der Verfasser, in dem Egerbezirk befanden sich 2 böhmische Kronlehngüter: das Mannslehngut

Liebenstein, und das Mannslehngut St. Niklasberg. — Wo bleiben die Walhofer Lehne, wo das ganze Ascher Gebieth, wovon St. Niklasberg nur ein sehr kleiner Theil ist, wo bleiben alle waldsafsner Lehne? wo die egrische Burglehne? — Man muß entweder über einen Gegenstand den man nicht kennt, gar nicht schreiben, oder wenigstens das Geschriebene vor dem Druck durch Männer von Sachkenntniß revidiren lassen. — Daß die deutschen Kronlehne unter dem Prager Appellationsobergerichte, welches zugleich *deutsche Lehnschranke* heißt, stehen, übergeht der Verf.; doch ist diese Belehrung für den angehenden Geschäftsmann nothwendig.

Der 6. Abschnitt von der Staatsverwaltung ist eine äußerst magere Ausbeute der Kenntnisse dieses Magistratsrathes, der sogar bey der Verzeichnung der dem Gubernium unterordneten Stellen den angehenden Geschäftsmann mit u. s. w. belehrt, jedoch im 11. Theile eine ergiebigere Erndte verspricht. Im 163. §. hätte der Verf. bey dem Fiskalante uns sagen sollen, daß auch die Vertretung der Unterthanen unter seine Obliegenheiten gehöre, daß der Fiskus zugleich Director des Weinbergamtes und Viechhoflehnrichter sey. — Das u. s. w. am Ende dieses §., wo der Verf. die besondern politischen Stellen und Aemter, die mit der Landesstelle in Verbindung stehen, verzeichnet, hätte sich derselbe nicht erlauben, sondern den angehenden Geschäftsmann mit den Namen aller Behörden bekannt machen sollen. — Ein Beweis, daß jenes, was in das Werk gehörte, unvollständig ist.

Im VI. Hauptstück, bey dem 2. Abschnitt §. 191. lesen wir wieder ein unglückliches u. s. w.; denn bey Naturalgiebigkeiten und Leistungen als: Lieferung, Vorspann, Pferdstellung hätte der Verf. beysetzen sollen, in so weit der Staatsbürger in seiner Eigenschaft hievon nicht gesetzlich ausgenommen ist, weil alle Dominikalbesitzer und Geistliche in der Regel zu diesen Leistungen nicht verbunden sind.

Den 3. Abschnitt fängt der Verf. damit an: „Mittelst eines den Adelstand in Gallizien regulirenden höchsten Patents wird ausdrücklich erklärt, daß der Adel in den k. k. Erbländern in zwey Ordnungen oder Classen, nämlich den Herrn und Ritterstand untergetheilt sey, zu deren Erstern die Fürsten, Grafen und Freyherrn, zu der zweyten alle Edelleute gehören.“ — Der Verf. vergißt, daß er für Böhmen schreibt, daß in Böhmen, und so viel Ref. weiß auch in andern Provinzen, der Adelige zum Ritterstand gar nicht gezählt wird, aufser dem Prärogativ des adelichen Fori, der Benennung Edler von, und der Führung eines Wappens gar keine Prärogative

wie der Ritterstand hat, der landtafelstiftsfähig ist, und sich auch in Ansehung der adelichen Auszeichnungen der 1. Classe des Adels gleichstellt. In Gallizien, wo über das Landesarchiv und den alten Adel so viel Dunkelheit herrscht, und was eine neu acquirirte Provinz war, mußte man wohl hinsichtlich des Adels von andern Grundeätzen ausgehen, um den Adel zu reguliren, dieses gilt aber keineswegs für andere Provinzen, wo dieses Patent nicht publicirt wurde.

§. 200. Vergißt der Verf., daß die Verdienste zu Standeserhöhungen sehr streng vom k. Fiscus geprüft werden, bevor sie das Gubernium nach Hof einbegleitet.

§. 206. Das magere und höchst unrichtige Verzeichniß des böhmischen Adels hat bestimmt in dieses Werk nicht gehört. Hätte sich doch der Verf. geradezu an den unter die Ritter ausgelassenen Johann Ferdinand Ritter von Schönfeld gewendet, so würden wir wenigstens bey den humanen Gesinnungen dieses äußerst verdienstvollen genealogischen Sammlers ein richtiges Verzeichniß erhalten haben.

4. Abschnitt. §. 227. Ganz falsch, daß Standespersonen die Ansichbringung städtisch bürgerlicher Häuser nicht gestattet sey. Der Adel kann gegen Revers kein bürgerl. Gewerbe zu betreiben, alle bürgerl. Häuser kaufen und bewohnen, und dieses geschieht alle Tage. Daß das durch Hd. vom 8. März 1787. bürgerliche Einstandrecht bey Schoofshäusern, durch Hofdecret vom 3. Juni 1811., vermöge welchem der von Bücherunfähigen erworbene Besitz wieder an Bücherfähige zurückzugelangen hat, wieder geltend geworden zu seyn scheint, ist eine gewagte Behauptung, der Verf. sollte als Magistratsrath wissen, quod leges sint strictae et privilegia strictissimae interpretationis, und das Wort *scheint* sollte wohl in einem sogenannten politischen Codex nicht erscheinen. —

5. Abschnitt. Von den Städten erscheint das Verzeichniß derselben einmahl in einem Verzeichnisse, ein zweytesmahl tabellarisch. Das heißt — Bücher machen, nicht Bücher schreiben. Das Verzeichniß der Municipalstädte und Märkte hätte auch besser in eine Topographie oder Statistik, als in einen politischen Codex getaucht.

§. 250. Nach den neuesten Gesetzen soll der Wirthschaftsanwalt kein beysitzender Magistratsrath seyn. — Nur jene, die es schon früher waren, bleiben, wenn ihnen nichts zur Last gelegt wird, in ihrer Eigenschaft. Diese wichtige Aenderung in der Verfassung hat der Verf. ganz vergessen.

Das VII. Hauptstück die gesetzliche Verfassung der Juden enthaltend, ist noch das Beste im ganzen Buche, wiewohl auch nicht vollständig, und

hie und da Unrichtigkeiten vorkommen. Z. B. wird gesagt, daß der Sohn des Judenprimators von der Militärstellung frey sey. — Der Verf. hätte wissen sollen, daß es keinen Judenprimator in der itzigen Verfassung mehr gibt; und da die gesetzliche Verfassung der Juden in jeder Provinz unterschieden, und es so nothwendig ist, diese Nation über ihre gesetzliche Verhältnisse zum Staate zu belehren, so wäre die Darstellung der gesetzlichen Verhältnisse der israelitischen Nation für alle Provinzen des österreichischen Kaiserstaates ein sehr wünschenswerthes Unternehmen.

Ueber das VIII. Hauptstück von den Fremden wäre nur so viel zu erinnern, daß der Gegenstand von Sequestrationen durch die neu eingetretenen Verhältnisse der europäischen Staaten ganz geändert ist, und der Verfasser uns sehr wichtige während des Wiener-Congresses mit verschiedenen Höfen zu Stande gebrachte Verträge zu liefern unterlassen hat.

So löblich die Absicht des Hrn. Verf. auch war, so wünschenswerth ein Werk dieser Art für die ganze Monarchie wäre, so können wir doch nicht verkennen, daß das Feld, das er zu betreten gewagt hat, äußerst schwierig ist. Die, seit Joseph des II. erfolgter Reformation, geschehenen und nothwendig gewordenen Abänderungen systematisch zusammen zu reihen, und dem angehenden Geschäftsmann die wahre Bahn zu zeigen, auf der er nicht irre gehen kann, dieß ist wahrlich keine Kleinigkeit, und selbst der geübte Geschäftsmann, der in höhern Kategorien als der Verfasser zu dienen Gelegenheit hatte, kann bey einem Unternehmen dieser Art sehr leicht scheitern. Bey manchen Gegenständen ist es des Zusammenhangs und der Faßlichkeit wegen äußerst nothwendig, eine gedrängte historische Darstellung der vorigen Gesetzverfassung zu liefern. Nur auf diese Art kann der angehende Geschäftsmann Licht auf der so dunkeln Bahn finden, und sich in den Geist der politischen Gesetzgebung einstudiren. Leges scire non est eorum verba tenere, sed vim ac potestatem! —

Auch mit dem Plan der 12 Theile mit denen uns der Verfasser für die einzige Provinz Böhmen droht, kann sich Ref. keineswegs einverstehen. Hätte der Hr. Verf. die unnöthigen Einschaltungen in dem 1. die Staatsverfassung enthaltenden Theile weggelassen, so wäre dieser Theil um die Hälfte kleiner geworden, und er hätte mit diesem Theile den angekündigten 12. Theil, welcher die Geschäftsbehandlung enthalten soll, in Verbindung setzen sollen, wofür ihm der angehende Geschäftsmann Dank gewußt hätte, weil wenn er die Staatsverfassung kennen gelernt hat, das er-

ste, worüber er, um gleich verwendet werden zu können, Aufklärung zu erhalten wünscht, die Geschäftsbehandlung ist.

Staatswissenschaft.

Die Constitution, oder Staatsform und bürgerliche Erziehung. Von Dr. Bernard Baron, Professor der Rechte (zu Lemberg.) Wien 1816 in Commission bey Karl Gerold. 136 S. Mit dem Motto: Qu'on soit juste, il suffit, le reste est arbitraire. Voltaire Poeme sur la loi nat.

„Ich habe mit schwachen Kräften das Wort für eine Sache übernommen, für welche alle geübten Federn, die ersten Genies des festen Landes von Europa in Thätigkeit seyn sollten. Hat meine Arbeit keinen Erfolg und keinen Nutzen, nun so ist doch das Unternehmen löblich und selbst das Mislingen desselben ruhmvoll! — Si non potuit, magnis tamen excidit ausis.“ Mit diesen Worten schließt Hr. Baron, dem Publicum schon durch eine akademische Rede über *Gerechtigkeit* bekannt, seine neue hier vorliegende Schrift. Wir sind zwar nicht der Meinung, daß die *schwache* oder *mißlungene* Vertheidigung einer *guten Sache lobenswerth* und *ruhmvoll* ist; vielmehr zeigt die Erfahrung, daß dadurch der guten Sache nur geschadet wird, indem die Gemüther aufgeregt und in eine schwankende Stimmung versetzt werden, wobey sie der Gefahr ausgesetzt sind, die *schlechte* Sache, besonders wenn sie mit dem schillernden Farbenspiele des Witzes überfirnist wird, für die unfehlbar wahre und gute zu halten. Hieraus folgt, daß der Wahrheit und dem Besten der Menschheit selbst durch die *geübtesten Federn* nur dann wirklich gedient ist, wenn diejenigen, die sie zu führen unternehmen, nicht bloß die *ersten Genies*, sondern vor allem eben so *gründlich aufgeklärte* als *rechtschaffene* Männer sind. Nur wenn *Kopf* und *Herz* vereinigt die Feder führen, wird der guten Sache, wenn nicht wirklich genützt, doch nicht geschadet. Durch diese Bemerkung wollen wir vorliegende Schrift gegen das Mißtrauen in Schutz nehmen, welches die angeführten Schlußworte in den Augen manches scheelen Lesers gegen das Unternehmen des Verfs. erzeugen könnten, den wir, nach den von uns aufgestellten Forderungen, allerdings *berufen* finden, über den von ihm gewählten Gegenstand zu schreiben. „Nichts ist nämlich, wie der Verf. S. 11. anführt, von grö-

serem Nutzen, als Berichtigung der Theorie der Staatslehre; denn, setzt er hinzu, sind die Köpfe mit falschen Grundsätzen über die Vollkommenheit einer Staatsverfassung erfüllt, alle Herzen von dem Wunsche beseelt, eine vielbelobte, obgleich verderbliche Mafsregel, ins Werk zu setzen, so wird sie bald (früh) oder spät in Wirkung gebracht; die Staatsformen richten sich nach den herrschenden Grundsätzen.“ Es wäre nützlich gewesen, wenn der Verf. in die Erforschung der Ursachen eingegangen wäre, welche eine vorgebliche Empfänglichkeit für vielbelobte Mafsregeln in den Köpfen und Herzen der Menschen erzeugen; denn einerseits ist den Menschen in der Regel eine gewisse Anhänglichkeit an das Gewohnte und Alte eigen; andererseits werden sie, im wirklichen Leben, weit mehr durch das unmittelbare Gefühl ihres Zustandes, als durch abstracte Speculationen und Theorien bestimmt, an denen das Volk im Allgemeinen weit weniger Theil nimmt, als man gemeinhin glaubt, oder glauben machen will. Und in dieser Hinsicht ist Pope's bekannter Spruch: „On forms of Government let fools discept; the best administered is best,“ in Beziehung auf die Denkart des Volkes vollkommen wahr, wenn ihn auch die Schulen *unhöflich* oder *falsch* finden (S. Schlözers allgem. Staatsrecht. Göttingen 1793. S. 115). Die Geschichte beweiset hinlänglich, daß das Volk in der Regel *Neuerungen* abhold ist, und oft sogar gegen wünschenswerthe Verbesserungen gleichgiltig bleibt. Daher gibt es in den Annalen jedes Volkes sehr lange Zeitperioden, in welchen an politische Reformen gar nicht gedacht wird; man kann daher nicht sagen, daß das Volk aus Muthwillen nach Neuerungen strebt, oder sich leichtsinnig an fremde Theorien hängt; vielmehr setzt jede solche Richtung des Zeitgeistes eine mit dem Volke in Ansehung seines früheren Zustandes, vorgegangene Veränderung voraus, die es mit Unbehaglichkeit fühlt, und gegen welche es vermöge seiner natürlichen *Schwerkraft* mehr oder weniger Widerstand äußert, je nachdem ihm diese Veränderung mit mehr oder weniger Gewaltthätigkeit oder Raschheit aufgedrungen wird. Nur wenn dem Volke sein Zustand sehr verleidet ist, und allmählig ganz unleidlich wird, richtet es sein Augenmerk auf die Ursachen, wodurch dieses geschehen ist und sehnet sich nach Mitteln, wodurch es sich helfen zu können vermeint. Unter diesen Umständen finden schlaue Betrüger und Aufwiegler, die sonst gesteinigt worden wären, bey dem mißvergnügten Haufen Eingang, weil dieser mehr von Gefühlen, als von gründlichen Ueberlegungen geleitet, und daher leicht verblen-

det, irreführt, und dadurch in gränzenloses Verderben verwickelt wird.

Das löbliche Unternehmen, wodurch der Verf. solchem Unheil vorbeugen will, besteht in der Erörterung zweyer allerdings sehr wichtiger Probleme, welche S. 13. mit den Worten des Verfs. folgendermaßen lauten: 1) *Wie können Menschen nebeneinander in der größtmöglichen (größtmöglichen) Sicherheit, d. h. frey leben?* 2) *Wie kann dieser Zustand, einmahl erreicht, auch für kommende Zeiten gesichert werden?* Das erste Problem wird durch die *Constitution* oder *Staatsform* gelöst; das zweyte führt zur Untersuchung der *Mittel*, wodurch der *Staatsform Dauer* verschafft wird. Ueber die Form der *Constitution* stellt der Verf. folgende *Lehrsätze* auf, die wir sammt den *Beweisen*, so viel möglich, wörtlich ausziehen. §. 1. S. 15. *Die beste Form ist die, bey welcher der Staat gegen äußere Feinde am festesten, und innerlich die Freyheit der Bürger, die Sicherheit der Rechte, am größten ist.* Denn das größte Unglück, das einem Menschen, einer Familie, oder einer aus mehreren Familien verbundenen (bestehenden) bürgerlichen Gesellschaft begegnen kann, ist, von einem Feinde überwältiget, ermordet oder zu *Slaven* gemacht zu werden (S. 16). Soll aber ein Grund vorhanden seyn, warum man für seine Fortdauer das Leben wagen und den Staat gegen den anrückenden Feind vertheidigen soll: so müssen seine Bürger den möglich größten Grad von *Freyheit* genießen, damit ihnen die fremde Eroberung niemahls gleichgültig oder vortheilhaft erscheine. S. 18. *Freyheit* aber ist der Zustand, wo man nach seiner Vernunft, nicht nach der Willkühr Anderer, lebt. Daher ist eine *Despotie* kein Staat, sondern das Entgegengesetzte des Staates, ein umgestürzter, vernichteter Staat, weniger als nichts. Ebendas. §. 2. *„Die beste Staatsform ist die Monarchie, und zwar keine, nach englischer Art beschränkte Monarchie.* S. 22. Denn diese Form paßt bloß für England, aber nicht für *Continentalstaaten*, weil England, durch seine *Insellage* vor Eroberungen geschützt, eine bloße *Friedensregierung* braucht; eine unumschränkte Regierung wäre hier ganz unnütz, und derjenige, der darnach strebte, ein hassenswürdiger Tyrann, ein *Usurpator* einer Gewalt, die fürs gemeine Wohl ganz unnütz, bloß allein gegen die Bürger gerichtet, und zu ihrem Verderben erfunden wäre. S. 24. *„Die vorgebliche Kriegsfestigkeit* der englischen Insel scheint uns jedoch nicht so ausgemacht, wie der Verf. voraussetzt; denn England ist in früheren Zeiten mehr als einmahl erobert worden, und zwar 1tens von den *Römern* unter Julius Cäsar, Claudius und Vespasian. 2tens von den deut-

schen *Angelsachsen* im J. 449 unter Hengist und Horsa; 3tens von den *Dänen* unter Sweno im J. 1003; 4tens von den *Normännern* unter Wilhelm I. dem Eroberer; 5tens von den *Holländern* unter Wilhelm III. von Oranien. Es gibt nur wenig andre Reiche, von welchen die Geschichte etwas Aehnliches anführen kann. Eben so wenig historisch gegründet ist die Behauptung, daß England auch in seinem *Innern* eine bloße *Friedensregierung* braucht, die das Volk selbst, und vielleicht auch selbst jede Stadt einzeln für sich führen könnte; denn wo gab es langwierigere Bürgerkriege und blutigere innere Befehdungen, als gerade in England? wovon wir nur die *Revolutionskriege* gegen das Haus *Stuart*, die Kriege zwischen der *rothen* und *weißen Rose*, und jene zwischen den *engländischen* und *französischen Kronerben* als *Beyspiel* anführen wollen. Wenn England in neuern Zeiten größere *äußere* und *innere* Sicherheit genießt, so ist dieß mehr seinen großen *Machtmitteln* und dem *Gemeinsinn* zuzuschreiben, womit es dieselben gebraucht, als seiner *Insellage*. Die englische Regierung ist übrigens mehr der *Form*, als der *Sache* nach beschränkt. *Beweis* hievon sind die *ungeheuern Mittel*, über die sie gebiethet. Weit beschränkter würde sie in der That seyn, wenn sie, statt der *Gesetzgebung*, die *ausübende Gewalt* mit den englischen *Baronen* zu theilen genöthiget wäre, d. h. wenn sie zwar willkührlich Gesetze geben könnte, aber die Ausübung derselben zum Theil durch die *Baronen* und erblichen Grundherrn, als *geborenen Mitgliedern der Staatsverwaltung*, geschehen lassen müßte! Durch diese Bemerkungen über die vom Verf. angeführten *Facta* sollen jedoch seine *Schlussfolgerungen* S. 24—26 nicht angegriffen werden: nämlich daß die englische *Verfassung*, welche für die englische Insel wohl taugen kann, deswegen nicht auch für das feste Land taugt; denn hier muß, wie es S. 25. heißt, „die *Staatsverfassung* nicht nur für den *Frieden* allein, sondern auch auf den *Krieg* berechnet seyn. Der Staat ist hier nicht ein zahmes, friedliches Wesen, wie z. B. eine *Handwerkszunft*, er ist ein auf dem *Kriegsfuß* stehender Soldat, bereit, jeden Feind gehörig zu empfangen.“ Ebendas. Ein anderer *Lehrsatz* des Verfs. ist S. 26. §. 3. *Die Fundamental-Gesetze eines jeden Reiches sind die Gesetze der Gerechtigkeit, der einzig gute Wächter derselben das Volk.* Der Verf. macht zum *Beweis* dessen zuerst darauf aufmerksam, daß der Staat für den *Kriegsstand* eine unumschränkte oberste Macht haben muß, weil ein gebundener Kämpfer dem Gegner lächerlich ist;“ ferner zeigt er, daß der oberste Gebiether der

Armee sich von einem für den *Friedensstand* berechneten Collegium keine Gesetze vorschreiben läßt, weil er dasselbe an der Spitze einiger wenigen Grenadiere auseinander jagen kann, und daß endlich *privilegirte Stände* mehr ihre Privilegien, als das Wohl des Staates bewachen. S. 31. Da nun der Staat zur Sicherheit der Rechte eingeführt, folglich jeder, auch der unumschränkte, Regent auf die Gesetze der Gerechtigkeit beschränkt ist, so kommt es nur darauf an, daß die Gerechtigkeit nicht verletzt werde. Diese Sorge weist der Verf. S. 34. der ganzen Nation zu, handelt aber erst im zweyten Theile ausführlicher hievon. Wir bemerken hier nur, daß der Verf. den Ausdruck *Fundamentalgesetze* in einer ganz andern Bedeutung nimmt, als er in der gewöhnlichen Schulsprache und im gemeinen Leben zu haben pflegt. §. 4. sagt der Verf.: „*Unsere Monarchien sind nicht mehr das, was die Griechen verdammten, sie sind ganz andere Regierungsformen; denn §. 5. der Monarch und die sämmtlichen Staatsbeamten machen einen moralischen Körper aus, welcher am tauglichsten zu seyn scheint, ein großes Volk glücklich zu regieren.* Der öffentliche Beamte, sagt der Verf. S. 40., ist der würdigste Repräsentant des Volkes. Ein Deputirter ist dieses nicht. Alle Deputirten stellen zwar körperlich das Ganze vor, aber jeder will nur, was seinem Cantone und in dem Cantone ihm oder seinen Freunden, und selten einer das, was dem Ganzen nützlich ist; es ist eine Täuschung, wenn man ihre Stimme für die Stimme der Allgemeinheit nimmt.“ — S. 44. heißt es weiter: Die Repräsentation ist in dem Fürsten und den Staatsbeamten. Sobald der Landesfürst nicht in Person die Staatsgeschäfte führt, ist auch die Willkühr ausgeschlossen; denn der Beamte ist verantwortlich, er muß nach dem Gesetze verfahren. Daß aber der Regent und die Beamten nach Gerechtigkeit regieren, und jener nicht aus Willkühr, diese nicht aus blosser Diensteifer ungerecht verfahren, dieß soll nach dem Verf. durch die *bürgerliche Erziehung* erzielt werden, wovon er im zweyten Theile seiner Abhandlung handelt.

Das Problem, welches er hier aufzulösen sucht, besteht darin: dem Staate eine Verfassung zu geben, daß bürgerliche Tugenden niemahls ausgehen können, sondern sich fortpflanzen, ewig fortdauern. „Machet, sagt er S. 74, die Menschen eines gutgeordneten Staates würdig, und hoffet, daß sich der Staat nach ihnen umformen werde, bauet aber nicht eher das Staatsgebäude,

als ihr passende Inwohner dafür habet.“ Die *moaische* und *christliche* Religion, die *lykurgische* Gesetzgebung beweisen, wie viel durch eine zweckmässige Erziehung ausgerichtet werden kann. Also führe man eine *öffentliche bürgerliche* Erziehung ein, deren Zweck die Fortpflanzung der Bürger-tugenden, die Bildung der Menschen zu Staatsbürgern ist. Die stehende Armee sey die Bürgerschule. Die gedienten Krieger, die mit Ehrenwunden bezeichneten Veteranen sind die besten Schulmeister, wenn es sich darum handelt, die Jugend Liebe des Vaterlandes zu lehren und kriegerischen Sinn zu erregen. Jeder taugliche Jüngling werde also in seinem *fünfzehnten* Jahre der öffentlichen bürgerlichen Erziehung übergeben, und drey Jahre lang in körperlichen und kriegerischen Uebungen, zugleich aber auch im Reden, Lesen und Schreiben unterrichtet, hierauf aber wieder in die Heimath entlassen, um dem Vaterlande durch bürgerliche Beschäftigung, im Nothfalle aber durch Kriegsdienst zu nützen, wozu er vollkommen tauglich gemacht worden ist. Der Verf. trifft sowohl in diesem Vorschlage, als in seinen Bemerkungen über die Unzulänglichkeit und Verderblichkeit der stehenden Heere, wodurch eine Reorganisirung des Kriegswesens nöthig wird, mit den Ideen zusammen, welche schon Arndt in seiner *Kriegsordnung* (Siehe Wiener allg. Literaturzeitung 1814. No. 23.) trefflich ausgeführt und *Jahn* durch seine Turnkunst zu Berlin zum Theil in Ausübung gebracht hat. Unstreitig scheint das Bedürfnis der Zeit ein ähnliches Bewaffnungssystem zu erfordern, um den Staaten einen bestimmten Grad von *Unüberwindlichkeit* zu verschaffen und dadurch den Krieg unmöglich zu machen. Ob aber durch diese Fürsorge für die *äußere* Sicherheit auch schon im *Innern* alles abgethan sey, wagen wir nicht so bestimmt zu entscheiden, da der Staat ein lebendiger Organismus ist, in welchem nicht leicht ein Triebwerk anders gestellt werden kann, ohne dem Ganzen eine andre Wirkungsart zu geben. Auch scheinen uns einige Behauptungen übertrieben, wie z. B. S. 100: daß ein Staat, *ohne allgemeine Militärpflichtigkeit*, so wenig ein *wahrer Staat* ist, als eine *Caravane* u. s. w. Die Sprache dieses Werkes ist *populär*; aber hie und da *incorrect*; denn der Verf. schreibt z. B. S. 25: der Staat ist ein *lebendes* Ganzes, statt *lebendiges*; S. 35: die Früchte, welche bey uns zwar langsam, aber fröhlich *gedeihet* haben, statt *gediehen* sind.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 59.

Dienstag den 23. Juli.

1816.

Griechische Literatur.

Platonis opera. Ex recensione Henrici Stephani, passim emendata, adjectis Scholis et nott. critt. edidit Christ. Dan. Beck. Tomus II. Lipsiae. Sumtibus et typis Caroli Tauchnitzii, 1814. 12. 469 S.

Herr Hofrath Beck fährt fort, durch die Herausgabe der Werke des Platon sich neue Verdienste um die griechische Literatur zu sammeln; denn obgleich diese Ausgabe keine eigentliche und vollständige Bearbeitung der Platonischen Schriften ist, so ist sie doch für den gewöhnlichen Gebrauch sehr zweckmässig eingerichtet, indem sie einen weit correcteren Text liefert, als die Zweybrücker Ausgabe, und in den kurzgefaßten Anmerkungen fast alles berührt, was auf die Kritik der Platonischen Werke Bezug hat. Wir glauben uns den Beyfall der Verehrer des Platon und des Hellenischen Alterthums zu erwerben, wenn wir über die Lesarten, welche Herr Beck an schwierigen Stellen aufgenommen hat, unser Urtheil mittheilen. Dieser zweyte Band enthält den Sophistes, den Euthydemos, Protagoras, Hippias den kleineren und den Kratylos.

Sophistes S. 2. Z. 17. hat Herr Beck die gewöhnliche Lesart beybehalten: καὶ ἐν ὀνόματι γένος ἐκάσῳ προσήπτον, und die Heindorfische Erklärung befolgt: *per singula nomina genus cuique (nomini) assignarint*. Diese Lesart ist aber ohne Zweifel fehlerhaft. Stephanus wollte γένει lesen statt γένος und Schleiermacher γένος als Glossem streichen; wir halten aber dafür, dafs ὄνομα ein Glossem ist und die Stelle so gelesen werden muß: καὶ ἐν (singulativ) γένος ἐκάσῳ (nämlich ὀνόματι) προσήπτον. S. 4. Z. 6. hat Beck ebenfalls die gewöhnliche Lesart beybehalten: Ἄλλ' οἶμαι δὲ νῦν οὕτως οὐκ ἀπερεῖν. Heindorf nahm aus einer Pariser Handschrift Ἄλλ' οἶμαι μὲν δὲ οὕτως οὐκ ἀπερεῖν auf. Beck vermuthet: μὲν νῦν für δὲ νῦν; allein die gewöhnliche

Lesart ist wahrscheinlich eben so fehlerhaft, als die der Pariser Handschrift; in der gewöhnlichen nämlich fehlt μὲν, das nach οἶμαι leicht ausfallen konnte, und in der Pariser Handschrift νῦν (jetzt, nicht νῦν, nun, wie in δὲ νῦν u. a.; μὲν νῦν, was Beck vermuthet, kann nicht statt finden). Beyde Lesarten verbindend möchten wir so schreiben: Ἄλλ' οἶμαι μὲν νῦν δὲ οὕτως οὐκ ἀπερεῖν. Die Partikeln νῦν δὲ und οὕτως, so, wie ich jetzt bin, entsprechen sich oder sind, wie die Grammatiker es ausdrücken, ἐκ παραλλήλου gesetzt. Νῦν δὲ ist jetzt; daher muß die Partikel δὲ nachfolgen; dagegen sie, wenn νῦν nun ist und die Folge angezeigt, vorhergeht, also δὲ νῦν, s. *Ast z. Platon's Legg.* S. 25. — S. 17. Z. 12. hat Beck, wie die anderen, *Φαρμακοποιίας* ohne irgend eine Bemerkung. Uns scheint das Wort verderbt zu seyn; das ächte ist wohl *Φαρμακοποιίας*. — S. 18. Z. 22. hat Beck nach Heindorf's Vorgang geschrieben πανταχοῦ δυσειδές ἐνὸν γένος, da doch Gelenus die wahre Lesart δυσειδές ὄν γένος darboth; denn das ἐν, das die älteren Ausgaben dem Particip ὄν vorsezen, ist nur aus der Verwechslung mit ὄν entstanden, und späterhin dem ächten Worte selbst beygeschrieben worden. Mit Recht mißbilligte schon *Kreuzer z. Plotin. de pulchr.* S. 174. die Schleiermacher'sche und Heindorfische Vermuthung ἐνόν. — S. 28. Z. 22. hätte unbedenklich geschrieben werden können ἐπὶ τις εἰς. *ΞΕ. Γόητα* u. s. w.; denn unläugbar ist μερῶν ein Glossem, das aus der Endigung des letzten Wortes im vorhergehenden Satze εἰρημμένων entstanden seyn kann. Εἰς wird ferner richtiger mit dem vorhergehenden Satze verbunden; denn obgleich εἰς γόητα δεύτερον sprachrichtig ist (zu den von Heindorf angeführten Beyspielen kann man noch diese hinzufügen: *Polit. IV. 437. D. τὸ ἀβουλεῖν - οὐκ εἰς τὸ ἀποθεῖν καὶ ἀπελαύνειν - θέσομεν ἐκείνοις;* und *V. 475. Ε. ὡς γ' ἐν φιλοσόφοις τιθεῖται*), so würde doch das nachfolgende τινὰ nicht passend seyn. — Die schwierige Stelle S. 36. Z. 9. möchten wir so lesen: *ΞΕ. Οὐκ ὄν ἄρα λέγεις - εἰς. ΘΕ. Ἄλλ' ἐπὶ γένος μὴ παρ. ΞΕ. Οὐκ οὐν ἀληθῶς γέφη. ΘΕ. Οὐ γὰρ οὐν,*

Siebentes Heft.

πλὴν γ' εἰκὼν ὄντως. Theätetos wendet ein, daß das Scheinbare doch nicht für nichtseyend gehalten werden könne, da ihm auf gewisse Weise das Seyn zukomme. Aber nicht das wahrhafte Seyn, erwidert der eleatische Fremdling (Οὐκ οὐν ἀληθῶς γέ φησι, nämlich αὐτὸ εἶναι). Theaet. Nein, es ist nur als Bild wirklich (es kömmt ihm nicht das wahrhafte und reine Seyn zu, sondern das bloß nachgebildete, also scheinbare). — S. 42. Z. 26. hat Beck Schleiermacher's und Heindorf's Verbesserung: καὶ τοῦτο ὀνόματος αὐτὸ τὸ ἐν ὄνι aufgenommen; allein αὐτὸ bedarf wohl keiner Verbesserung, da es eben so, wie in den Worten ἄρ' οὐκ ἀδύνατον αὐτὸ γὰρ τὸ ἐν αὐτῷ εἶναι. S. 245. A. überflüssig gesetzt ist, s. Heindorf. z. Gorg. S. 119. Sturz Lex. Xenoph. Th. I. S. 483 ff. u. Ast zu Platon's Legg. S. 10. Fehlerhaft dagegen und dem Zusammenhange widerstreitend dürften wohl die Worte seyn τοῦτο ὀνόματος. Wir vermuthen: οὐ τοῦ ὀνόματος αὐτὸ τὸ ἐν ὄνι, sc. ἐμυθήσεται. Der Sinn ist nämlich dieser: wenn alles Eins ist, so kann der Name nichts seyn; denn sollte er etwas seyn, so müßte er von dem, was er bezeichnet, verschieden seyn; dadurch aber würde die Einheit in Zweyheit aufgelöst; sollte daher der Name noch Name von etwas seyn, so könnte er nur Name vom Namen seyn, so wie das Eins nur Eins von sich selbst, nicht vom Nahmen, wäre (d. h., in keiner Beziehung auf den Nahmen stünde; denn sonst würde die Zweyheit gesetzt, nämlich das Eins und der Name, als vom Eins verschieden). Der Genitiv τοῦ ὀνόματος zeigt die Abhängigkeit, Beziehung u. s. f. an. — S. 51. Z. 5. finden wir die von Schleiermacher und Heindorf berichtigte Lesart: Τρίτον ἄρα τι (statt ἄρα τι) παρὰ ταῦτα τὸ ὄν ἐν τῇ ψυχῇ τίθει; u. s. f. Die Stelle scheint uns aber noch nicht ganz berichtigt zu seyn; wir möchten nämlich für τίθει; lesen τίθει; (du setzt); im folgenden Satze muß dann die erklärende Partikel (nämlich, denn), die so häufig ausgelassen wird, hinzugedacht und ὡς mit περιεχομένην verbunden werden. — S. 55. Z. 21. hat Herr Beck die gewöhnliche Lesart κατὰ ταῦτα μίξεως ἔχειν beybehalten, welche Heindorf so erklärt, daß er den Genitiv μίξεως von κατὰ ταῦτα, d. i. ὡσαύτως, abhängen läßt. Wir zweifeln, daß der Genitiv so erklärt werden kann, und vermuthen, daß für ἔχειν zu lesen sey μετέχειν. — S. 74. Z. 9. erklärt Beck ἢ τῶν χρωμένον mit Heindorf so, daß er das vorhergehende φήσομεν wiederholt. Der Sinn scheint uns aber χρωμένα (oder sollen wir — gebrauchen) zu fordern.

Euthydem. S. 8. Z. 5. v. E. hat Herr Beck die Heindorf'sche Conjectur μετέχει in den Text aufgenommen, und die ganze Stelle so geschrieben,

wie Heindorf. Dagegen müssen wir erinnern, daß μετέχει τῶν λόγων wohl keiner Verbesserung bedarf, wenn man es so erklärt: er ist der Redekunst (hier ins Besondere der Disputirkunst) theilhaftig, d. h., er ist ein Redekünstler. So 272. A. δεινὰ γεγονότα ἐν τοῖς λόγοις μάχεσθαι τε καὶ ἐξελεγεῖν τὸ ἀεὶ λεγόμενον. Die folgenden Worte καινοὶ τινες αὐτοσοφισταί müssen, wie in der Aldiner Ausgabe, dem Kriton noch zugeschrieben werden. Heindorf vermifste dann die Verbindungsartikel ἀλλά; dieser bedürfen wir aber nicht, da αὐτὸ nachfolgt; die Rede ist mimisch abgebrochen: „Ich kenne keinen von beyden, Sokrates. Also wieder neue Sophisten. Woher sind sie denn, und worin besteht ihre Weisheit?“ Die Worte ὡς ἔοικε können mit Beck nicht so erklärt werden ut exi-stimari potest (auf ähnliche Weise erklärt sie Heindorf so: ut facile conjici potest), sondern sie müssen nach dem Platonischen Sprachgebrauche so gefaßt werden: wie (aus deiner Rede) erhellt oder folgt, d. i., also. Eben so Phaedr. 227. B. Ἀτὰρ Λυσίας ἦν, ὡς ἔοικεν, ἐν ἅξει: Lysias war also in der Stadt. — S. 81. Z. 3. Bey den Worten θαυμάσι, ὡς Κρίτων, πάνσοφοι ἀτεχνῶς hat Herr Beck die Heindorf'schen Vermuthungen angeführt, ohne sich für eine zu erklären. Wir glauben, daß die Worte θαυμάσι ὡς Κρίτων versetzt sind, und ὡς Κρίτων an den vorhergehenden Satz angeknüpft werden muß; θαυμάσι aber ist ohne Zweifel verderbt, und die ganze Stelle so zu lesen: θαυμαστοὶ ὡς πάνσοφοι ἀτεχνῶς; denn dieses scheint der Platonische Sprachgebrauch zu erheischen, s. Heindorf. z. Kratyl. S. 44. — S. 82. Z. 3. erklärt Herr Beck das Pronomen αὐτός in den Worten: μὴ αὐτὸς ὄνειδος τοῖν ξένοις περιάψω, ὡς περὶ Κόννου τῷ Μητροβίου τῷ κισθαριζῆ durch ipse mea sponte non provocatus; dieses paßt aber nicht gehörig in den Zusammenhang der Rede. Mit Recht war Heindorf an αὐτός verdächtig; daher wollte er μὴ αὐτὸ ὄνειδος lesen. Das richtige möchte wohl dieses seyn: μὴ ταυτὸ ὄνειδος; ich möchte ihnen eben den Spott zuziehen, wie dem Konnos. Diese Verbesserung wird durch das Folgende bestätigt: μὴ οὖν καὶ τοῖν ξένοις τις ταυτὸ τοῦτο ὄνειδιση. — Z. 12. schreibt Herr Beck zu den Worten: καὶ σὺ τί που (es hätte geschrieben werden sollen: καὶ σὺ τί που) συμφοῖτα: „in τί που aliud quid latere putat Hdf. (Heindorf).“ Wir vermuthen: καὶ σὺ δή που συμφοῖτα: du gehst gewiß auch mit. Vor καὶ muß dann ein Punct gesetzt werden. — Z. 21. finden wir die gewöhnliche falsche Lesart, die auch Heindorf beybehalten hat, ἀνισχόμενον δέ μου, da es heißen muß ἀνισχόμενον δ' ἐμοῦ. — S. 95. Z. 25. erinnert Herr Beck bey den Worten νοῦν δὲ ἔχων bloß dieses: Verba νοῦν δὲ ἔχων de glossemate suspecta sunt Hdf.“ Nicht in diesen

Worten ist der Fehler zu suchen, sondern in den vorhergehenden: ἢ μᾶλλον ὀλίγα, indem ohne Zweifel μᾶλλον und ἢ versetzt sind. Lesen wir nämlich die Stelle so: ἀρά γε οὐκ ἔστιν ἄν ἄνθρωπος πολλὰ κεκτημένος καὶ πολλὰ πράττων, οὐκ ἔστιν ἢ ὀλίγα (sc. κεκτημένος), οὐκ ἔστιν ἢ ὀλίγα; so wird sie nichts Anstößiges mehr haben. Die Verbesserung μᾶλλον ἢ bestätigt Jamblich. adhort. ad philosoph. S. 68. Kieisl.: τί γὰρ ὄφελος κεκτηῖσθαι πολλὰ καὶ πολλὰ πράττειν, οὐκ ἔστιν ἢ ὀλίγα; — S. 99. Z. 10. hätte geschrieben werden sollen: Ὁ δ' ἐμοῦ δορυβουμένου - ὅς νῦν ἐστίν, und weiter unten σοί (nicht σοί) ἐς κεφαλὴν, ὅτι (nicht ὅ, τι) μαζῶν ἐμοῦ (statt μου) καταψεύδει τοιοῦτο πρᾶγμα. Ὅτι ist weil, und μαζῶν, absolute gesetzt, wie Aristoph. Acharn. 826., *wissentlich* oder *gefissentlich*. Eben so lesen wir Apolog. S. 141. Fisch. (36. B. Steph.) ὅτι μαζῶν, und in der Stelle des Eupolis b. Stob. Sermon. IV. S. 53. ὅτι μαζόντες. Auch in unsrer Stelle haben die beyden Basler Ausgaben ὅτι, und S. 299. A. lesen auch die anderen Ausgaben ὅτι μαζῶν. Unrichtig wollen Heusde und Heindorf ὅτι überall in ὅ, τι verwandeln. — S. 105. Z. 8. finden wir die gewöhnliche Lesart οὐκ ἔχω, ὅ, τι χρῆσώμαι bey Beck, so wie bey Heindorf; der Sprachgebrauch fordert aber ὅ, τι χρῆσομαι, s. *Werfer* in Act. Philol. Monac. T. I. Fasc. II. S. 233. — Z. 9. muß man ohne Zweifel so lesen: Ἄλλὰ σὺ λέγεις, ἔφη, τοῦτο, ὅ πάνυ χαλεπὸν χρῆσθαι. — S. 119. Z. 5. führt Herr Beck bey den Worten αὐτὸς αἰεὶ ἐπίσημη die Heindorfsche Conjectur an: εὐδύς αἰεὶ αὐ ἐπίσημη, ohne selbst zu entscheiden. Leichter und dem Zusammenhange angemessener dürfte dieses seyn: αὐδύς αἰεὶ ἐπίσημη (oder, nach der attischen Endung, ἐπίσημη). — S. 120. Z. 7. v. u. lesen wir, wie in den andern Ausgaben, οὐ γὰρ μὴ ἀυῆς ἐρωτῶν, ohne alle Bemerkung, obgleich in den Worten ein Fehler zu liegen scheint. Der Sinn erfordert, wenn wir nicht irren, dieses: οὐ γὰρ με ἀυῆς ἐρωτῶν. — Zu der Stelle S. 123. Z. 14. καλῶς ἐκεῖ ἔξει lesen wir die Anmerkung: „ἐκεῖ e proximo verbo male natum ejici vult Hdf.“ Doch bietet sich die Verbesserung καλῶς τε καὶ εὖ (woraus durch Abkürzung ἐκεῖ entstanden ist) von selbst dar; so S. 276. C. πρὶν ἀναπνεῦσαι καλῶς τε καὶ εὖ τὸ μείρακιον, und S. 307. B. αὐτὸ τὸ πρᾶγμα βασανίσας καλῶς τε καὶ εὖ. — S. 128. Z. 15 und 17. hätte statt Ἀθηναῶν geschrieben werden sollen Ἀθηναίαια, nach Eustath. z. Odyss. γ. S. 1456. 50. Vergl. Aristoph. Pac. 271. S. Schäfer z. Gregor. Corinth. S. 394. u. z. L. Bos Ellips. graec. S. 534. Auch Heindorf hat jene Stelle des Eustathios, die sich auf unsere Stelle unmittelbar bezieht, nicht beachtet. — S. 132. Z. 21. hätten die Worte ῥήτωρ τις und nach εἰσπεμπόντων folgende: ποιητῆς τῶν λόγων, οἷς οἱ

ῥήτορες ἀγωνίζονται als ein offenes Glossem, das jedoch weder Heindorf, noch Beck bemerkt haben, wenn nicht ausgeworfen, doch in Klammern eingeschlossen werden sollen.

Protagoras. S. 146. Z. 11. hat Herr Beck die gewöhnliche Lesart τοῦτο τ' ἦν τὸ μείρακιον mit Heindorf beybehalten und die Anmerkung hinzugefügt: „Aut ἦν pro παρῆν poni aut legendum esse τοῦτο δ' οὐκ τὸ μείρακιον censet Hdf.“ Wir glauben, daß die Stelle am besten auf diese Weise geheilt werden könne: τοῦτο δὲ τὸ μείρακιον - καὶ ἄλλοι τινὲς ἐφαίνοντο (zeigten sich, d. h., waren anwesend, wie Parmenid. 162. B. καὶ οὐσία δὲ φαίνεται τῷ ἐνί, adest). Die Partikel δὲ ist so viel, als οὐκ, und zeigt an, daß die Rede nach einer kleinen Abschweifung (und dieses ist die vorhergehende Charakteristik des jungen Agathon) wieder fortgesetzt wird. Δὲ und ἦν finden wir auch bey Xenophon Kyropaed. VII. 2. 8. verwechselt. — S. 148. Z. 4. Zu den Worten κατὰ τοῦτο εἶναι bemerkt Herr Beck: „εἶναι in hac loquendi forma redundat.“ Ohne Zweifel aber muß man τὸ κατὰ τοῦτο εἶναι (quod ad hoc attinet) lesen; man sehe die von Reiz gesammelten Beyspiele in Viger. de idiotism. ed. Herm. S. 738. ff. — S. 160. Z. 7. hat Beck geschrieben: οἰεσθαι γε χρὴ, ὡς Σώκρατες, dagegen das ὡς in der Zweybrücker und Heindorfschen Ausgabe fehlt; wir lesen aber ὡς Σώκρατες schon in der Aldiner und der ersten Basler Ausgabe. Eben so Charmid. 163. B. Οὐκ οἰεσθαι γε χρὴ, ὡς Σώκρατες. — S. 205. Z. 26. hat Herr Beck statt καὶ τίς ἄλλη ἀναξία ἡδονὴ πρὸς λύπην nach der Heindorfschen Verbesserung geschrieben ἀναξία ἡδονή; ohne Zweifel aber muß gelesen werden: ἀπαξία ἡδονῆς (indignitas voluptatis, wie es Priscian. VI. S. 693. Putsch. übersetzt). So lesen wir ἀπαξία b. Stobaeos Eclog. L. II. 7. Th. II. S. 142. Heer. διὸ καὶ τὰ μὲν ἀξίαν ἐκλεκτικὴν ἔχειν, τὰ δ' ἀπαξίαν ἀπεκλεκτικὴν, und bey Jamblich. adhort. ad philosoph. c. XX. S. 276. Kieisl. τὴν ἀξίαν τε καὶ ἀπαξίαν εἰδὼς ἐκάστου τῶν ἀδρωτῶν.

Hippias der kleinere. S. 217. Z. 8. hat Herr Beck die gewöhnliche Lesart ὅ, τι ἂν τις βούληται, ἂν ἂν μοι εἰς ἐπίδειξιν παρεσκευασμένον ἢ beybehalten, und auch in den Anmerkungen nichts über diese Worte erinnert, da doch die grammatische Verbindung παρεσκευασμένων fordert; denn ἂν-παρασκευασμένον ἢ steht für τούτων, ἂ-παρασκευασμένα ἢ. *Kratylos*. S. 237. Z. 27. lesen wir noch, wie in den anderen Ausgaben, auch der Heindorfschen, μεταδῆται statt μετάδηται, s. Matthiä's griechische Grammatik. S. 275. no. 3. Die folgenden Worte hat Beck so geschrieben, wie sie in der Aldiner und Stephan'schen (auch Zweybrücker und Fischer'schen) Ausgabe lauten. Die Lesart, welche Hein-

dorf aus Cod. Gud. und Bas. 2. hergestellt hat, ist aber unstreitig die einzig wahre und dem Platonischen Sprachgebrauche angemessene, s. Heindorf z. Theaet. S. 386. Zu den von Heindorf dasselbst angeführten Beyspielen von der Auslassung der Erklärungsartikel vor ὡςπερ kann man noch folgende hinzufügen, in denen vor ὅ, τιςπερ und ὡς diese Partikel ergänzt werden muß: Polit. VI. 508. C. 510. A. VII. 518. C. IX. 585. A. X. 621. D. Beck will die Stelle so lesen: οὐδὲν ἤττον τοῦτ' ἔχειν ὀρθῶς, τὸ μετατιθεῖν, ὡςπερ μετατιθῆ. οὐ γάρ u. s. w. — S. 239. Z. 26. hat Beck mit Heindorf τί δαί statt τί δέ aufgenommen, mit der Bemerkung: „non enim continuatur oratio, ut mox.“ Das τί δέ zeigt aber hier, wie so häufig, einen Gegensatz an. — S. 244. Z. 12. hat Beck die gewöhnliche Lesart, die auch Heindorf unverändert gelassen, beybehalten: οἷα δ' ἐκάσῳ καλλίστη ἐπεφύκει, ταύτην ἀποδιδόναι τὴν φύσιν εἰς τὸ ἔργον ἕκαστον. Heindorf erklärt εἰς τὸ ἔργον ἕκαστον durch εἰς τὴν κερκίδα, ἣν τις ἐκάστοτε ἀπεργάζεται. Aber wie kann ἔργον das Werkzeug bedeuten? Zu dem vorhergehenden ἐκάσῳ kann man vielmehr ἔργῳ ergänzen, so wie im Folgenden ἐκάσῳ jedes Werk, jede Verrichtung andeutet. Man muß also entweder mit der Darmstädter Handschrift (s. Creuzer z. Plotin. de pulcr. S. 238.) τὸ ἔργον austreichen, oder für εἰς τὸ ἔργον ἕκαστον lesen εἰς ὄργανον ἕκαστον. Letzteres halten wir für das bey weitem richtigere; überdies wird es durch das Folgende περὶ τῶν ἄλλων ὀργάνων bestätigt. Im Folgenden hat Beck mit Heindorf nach ποιῆ aus dem Cod. Gud. eingesetzt τὸ ἔργον, was den Sinn verkehrt; denn nur zu ἐκάσῳ kann ἔργῳ ergänzt werden, zu ποιῆ aber muß aus dem vorhergehenden ὄργανον, also das Pronomen αὐτό hinzugedacht werden. Der Sinn ist: jedes Werk fordert ein eigenthümliches, seiner Natur angemessenes Werkzeug, und diese Angemessenheit muß man dem geben, woraus man das Werkzeug macht, dem Eisen z. B. die Angemessenheit, die der Bohrer haben muß, damit man mit ihm dasjenige Werk verrichten könne, das man verrichten will. — S. 254. Z. 21. Die Worte εἰς ἀπεπειράδην τῆς σοφίας ταυτησί, εἴ τι ποιήσῃ werden am leichtesten wohl so verbessert, κείτῃ ὡς (nämlich) ἀπεπειράδην τῆς σοφίας ταυτησί, τί (so Cod. Darmst.) ποιήσῃ. Zu den Worten ὡς ἀπεπειράδην läßt sich aus dem Vorhergehenden: οὐκ ἂν ἐπαυόμεν διεξιῶν, dessen Erklärung dieser Satz ist, die Partikel ἂν leicht ergänzen. — S. 257. Z. 26. sind die Worte τοῦς ἡρωῶς offenbar ein Glossem. — S. 258. Z. 21. muß ohne Zweifel für ἄλλων, wofür Stephanus ἐπ' ἄλλων und Heindorf ἄλλῳ lesen wollten, ἄλλως (sonst) geschrieben werden. — S. 263. Z. 4. Für ὅτι nach σκόπει möchten wir lesen ὡς, wie. — S. 267. Z. 18.

erklärt Beck die Worte ὡςπερ τὸν ἀκόλουθόν τε καὶ τὴν ἀκοίτην, so wie Heindorf, durch das hinzugedachte δεῖ ὑπολαβεῖν; ohne Zweifel aber sind sie ein Glossem, das dem folgenden ὡςπερ οὖν τὸν ὀμοκέλευθον u. s. f. seinen Ursprung verdankt. Eben so halten wir die Worte ὅτι ταῦτα πάνταπολεῖ ἅμα πάντα für einen fremden Zusatz. — S. 280. Z. 23. hat Beck nach Heindorf's Verbesserung ἀνεῖν statt ἀνεῖν geschrieben; so verbesserte schon Abresch in Misc. Observat. V. V. T. I. S. 95. — S. 282. Z. 16. hat Beck die gewöhnliche Lesart, die er aber selbst mit Heindorf für verderbt hält, beybehalten: καίτοι λέγουσι γὰρ αὐτὸ ἀρμονία μόνον καὶ μήκει τοῦ οὐ παρήκται. In den Anmerkungen führt er Buttman's Verbesserungen τοῖς λέγουσι und τοῦ οὐ (d. i., ὅ) an, und setzt hinzu: „mihi locus videtur esse mutilus.“ Außerdem hätte Kreuzer's (z. Plotin. de pulcr. S. XVIII.) Vermuthung angeführt zu werden verdient, der für τοῦ οὐ lesen will τοῦ νοῦ. Keine dieser Vermuthungen ist genügend; denn was die erste betrifft, so bedürfen wir vor λέγουσι nicht einmahl des Artikels τοῖς, indem das Subject dieses Participiums das unbestimmte Pronomen man ist, wie im Phaedon, S. 63. D. φησὶ γὰρ δερμαίνεσθαι μᾶλλον διαλεγόμενους (wenn man rede). Cratyl. 387. D. ὀνομάζοντες γὰρ που λέγουσι τοῖς λόγοις. Ferner kann sich die Abweichung, worauf παρήκται hindeutet, nicht auf die Endsylbe in καλοῦν und καλόν, also auf οὖν und οῦ beziehen; denn diese Verschiedenheit des οὖν und ὅ wird in anderen Wörtern nicht berücksichtigt, wie z. B. in ἀεὶ ῥοῦν und αἰσχρόν; Platon hatte überhaupt bey diesen Wortableitungen keine ernste Absicht, sondern den Zweck, die Sophisten und grammatische Philosophen, welche ihre Behauptungen durch die willkührlichsten und künstlichsten Etymologien zu beweisen suchten, durchzuziehen. Ohne Zweifel also wollte er nur die Verschiedenheit des langen und kurzen α in καλόν und καλοῦν andeuten; denn in καλόν ist α bey den jonischen Dichtern, ins Besondere bey Homeros, den die Sophisten ganz vorzüglich bey ihren künstlichen Etymologien berücksichtigen, lang, s. Clarke zu Hom. II. II. 43. Für τοῦ οὐ ist daher unstreitig zu lesen τοῦ α, wie Ficin gelesen hat, welcher so übersetzt: *quanquam ipsum ita deducitur (παρήκται hat er nicht richtig ausgedrückt), ut harmoniae duntaxat et longitudinis gratia ipsum α sit productum.* Kreuzer's Vermuthung irrt ganz vom Richtigen ab. — S. 288. Z. 18. Die Worte τέλος γὰρ ἦδη δεῖν wären wohl am leichtesten so zu verbessern: Σωκρ. Τέλος γὰρ ἦδη δεῖω: zuletzt laufe ich noch, wenn ich nämlich so eile. Dieses bezieht sich auf das vorhergehende ταῦτα ἦδη μοι δοκεῖς πυκνότερον ἐπάγειν. Sokrates persiflirt auch hier

den Euthyphron, dem er seine Weisheit und Begeisterung zuschreibt, wie S. 407. E. οἱ Εὐθύφρωνος ἵπποι. Also könnte man die Worte τέλος γὰρ ἤδη βίω so fassen: *zuletzt laufe ich noch* (mit Euthyphron's Rossen nämlich) *davon*. Τέλος, absolute gesetzt, ist *endlich*, *zuletzt*, s. *Sturz. Lexic.* Xenophont. T. IV. S. 275. Das folgende δ' οὖν ist *doch*, wie Gorg. 498. D. u. a.

Dieses genüge, um darzuthun, daß Herr Hofrath Beck zwar mit großer Sorgfalt fast alles zur Kritik der Platonischen Schriften gehörige benutzt, höchst selten aber durch eignen Scharfsinn zur Verbesserung des Textes etwas beygetragen hat, indem er gerade bey den schwereren oder verderbteren Stellen sich darauf beschränkte, das, was seine Vorgänger vermuthet, anzumerken, ohne sich für irgend eine Meinung zu erklären. Doch soll dieses für den gelehrten und vielbeschäftigten Mann keineswegs ein Vorwurf seyn; vielmehr danken wir ihm für die Mühe und den Fleiß, den er auf den correcten Abdruck des Textes gewendet hat, und sehen mit Verlangen der Fortsetzung des Werkes entgegen.

Φ.

Pathologische Anatomie,

De Duplicitate monstruosa commentarius, quem conscripsit Joannes Frid. Meckel Medicinæ utriusque Doctor, Anatomiae, Zoologiae et Physiologiae Professor pub. ord. etc. Fol. S. 98. mit 8 Kupfertafeln. Halle und Berlin 1815.

Der durch mehrere Schriften rühmlichst bekannte Verfasser ist bemühet nach dem Beyspiele seines gleich rühmlich bekannten Vaters und Großvaters die Arzneywissenschaft mit neuen anatomischen Untersuchungen zu bereichern. Die Abweichungen organischer Körper von ihrem normalen Baue haben ihn so eine Liebe eingefloßt, daß ihm ihre Untersuchung und Behandlung immer das größte Vergnügen gewährte, bey denen er nicht nur auf die äußere monströse Form, sondern auf alle innern und kleinsten Verunstaltungen der Gebilde seine Aufmerksamkeit gerichtet hat, um diese Abweichungen von der normalen Bildung auf gewisse und allgemeine Gesetze zurückzuführen. Die Veranlassung zu dieser Abhandlung, in der der Verfasser eine vollständige Geschichte von der monströsen Duplicität der Mißgeburten zu geben unternommen hat, war eine zweyköpfige menschliche Mißgeburt, welche in

dem Nachlasse seines Großvaters aufbewahrt, und auf acht Kupferplatten gestochen sich vorfindet, die auch hier mitgetheilt wird.

Die Abhandlung zerfällt in den generellen und in den speciellen Theil, und in die Erklärung der Kupfertafeln.

In dem *generellen Theile* theilet er nach *Buffon* die Mißgeburten in drey Classen; nämlich in die, welche durch Uebermaß (excessus), durch Mangel (defectus) und durch Verkehrtheit der Lage (pravus partium situs) monströs sind; diesen drey Classen wird noch eine vierte zugegeben, nämlich der Hermaphroditismus. Die Mißgeburten der ersten Classe, welche eigentlich der Gegenstand dieser Untersuchung sind, haben zur Ursache die übermäßige Energie der bildenden Kraft, und bestehen in der übermäßigen Größe des ganzen Körpers oder seiner einzelnen Theile, wie auch in der übermäßigen Zahl derselben. Die Abweichungen von dem normalen Baue durch Uebermaß sind zuweilen erblich z. B. die sechs Finger, welche von den Aeltern auf die Kinder übergehen, und sich manchmahl durch mehrere Generationen in einer Familie fortpflanzen; zuweilen aber entwickelt sich erst eine solche Disposition, daß derley Abweichungen erst an Kindern vorkommen, von denen sie wieder auf ihre Nachkommen übergehen. Wenn durch die überwiegende Energie des Organismus verschiedene Theile überzählig werden, dann nennt der Verf. die damit behafteten Individuen die monstra composita; wenn aber durch die Vereinigung der starken und schwachen Energie der plastischen Kraft einige Theile überzählig und andere abgängig sind, dann nennt er sie monstra complicata. Bey dieser Complication ist zuweilen der Mangel der Theile größer als ihre Ueberzähligkeit. Schwächliche Aeltern erzeugen schwächliche Kinder, und diesen folgen oft Mißgeburten. Weibliche Mißgeburten kommen öfter vor als männliche. Alle Classen von Mißgeburten machen eine Reihe von unzähligen Abstufungen von dem normalen Baue bis zur größten Deformität, und sie wiederholen sich mehr oder weniger so genau, daß man sie als so viele Gattungen ansehen könnte. Die Ueberzähligkeit an den inneren Theilen wird äusserst selten, an den äussern Theilen hingegen am öftersten beobachtet; dergleichen kommen auch die größeren Deformitäten seltener als die kleinern vor. Die Natur sucht auch an den Mißgeburten die Symmetrie zu erhalten, so daß die Mißgestalten gewöhnlich zu beyden Seiten vorkommen.

Es entstehen auch Mißgeburten, wenn die Theile auf einer gewissen Stufe ihrer Bildung

stehen bleiben, welche zwar bey andern Thieren normal und bleibend ist, und die zu ihrer vollkommenen Ausbildung zu gelangen verhindert werden. Mißgeburten mit mangelnden Theilen kommen häufiger vor als die mit den überflüssigen, weil die die Ausbildung hemmenden Ursachen sich leichter und öfter ereignen, als die, welche die Ausbildung befördern, und der Verf. gibt das Verhältniß der erstern zu den letztern an wie 8 zu 2. Die überzähligen Theile übersteigen nie mahl die Duplicität, selbst bey den Thieren nicht, welche mehrere Junge zugleich gebären, so daß den Erzählungen von Kindern mit drey und mehreren Köpfen wenig Glauben bezumessen ist. Die Vereinigung der Zwillings-Mißgeburten hat nur bey ihren gleichartigen Theilen Statt. Diese, theils aus den vom Verf., theils aus den von andern Schriftstellern beobachteten Fällen, abgezogenen Bemerkungen stellt er als allgemeine Gesetze auf, welche die Natur bey der Bildung der durch Duplicität mißgestalteten Kinder beobachtet, obwohl diese Gesetze hie und da mancher Einschränkungen bedürfen. Die durch Duplicität entstandenen Mißgeburten können auch als zusammengewachsene Zwillinge angesehen werden, welche *Prochaska* (in den medicinischen Jahrbüchern 3. Band 4. Heft) in die vollkommenen und unvollkommenen eintheilt. Die vollkommenen nennt er diejenigen, welche alle Theile doppelt haben, und folglich aus zwey ganzen Köpfen bestehen, welche an mehreren oder wenigern Theilen zusammen gewachsen sind; die unvollkommenen sind jene, welche nur einige überzählige Theile haben, übrigens aber nur einen Körper bilden. Da die letztern zu viel um ein Individuum, und zu wenig um zwey Individuen vorzustellen, haben, so können sie mit eben so vielem Rechte zu der Classe per defectum als zu der per excessum gerechnet werden. Die Naturproducte sind überhaupt so innig in einander verschmolzen, daß man keine Classification derselben machen kann, ohne etwas Willkürliches zum Grunde zu nehmen.

In dem zweyten und *speciellen* Theile werden mit vieler Belesenheit und Beurtheilung Beispiele von Duplicität einzelner Theile aufgezählt, als die der überzähligen Wirbelbeine, Rippen, Zähne, wo auch Beispiele einer im hohen Alter sich ereigneten dritten Dentition angeführt werden. In dem ganzen Muskelsystem kommt die Ueberzähligkeit häufig vor, wo der Bauch eines Muskels sich in mehrere spaltet und an überzählige Theile sich befestiget, oder wo ein ganzer abgesonderter Muskel sich dem gewöhnlichen beygesellet. Viele Beispiele dieser Art werden an den

Muskeln des Kopfes, des Rumpfes und der Extremitäten nachgewiesen. An dem Respirations-Systeme wird fast nie etwas überzähliges bey einem Individuum, ausser etwan ein überzähliger Lungenlappen gefunden, öfter kommt die Duplicität oder Ueberzähligkeit an der Zunge, an Baucheingeweiden, an den Geschlechtstheilen, Harnwerkzeugen und Gliedmassen vor, doch sind die überzähligen Theile meistens kleiner und minder ausgebildet. Mehr zusammengesetzt zeigt sich die Duplicität an den zusammen gewachsenen Zwillingen, welche zwey abgesonderte Köpfe und Hälse haben, an der Brust in eine gemeinschaftliche Höhle zusammenschmelzen, in welcher die Lungen und die Herzen doppelt sind, die Baucheingeweide aber und die untern Extremitäten, wie auch die obern, nebst einem dritten unvollkommenen Arme, gewöhnlich nur einfach bemerkt werden; oder es verhält sich umgekehrt, daß sie am Kopfe, am Halse oft auch an der Brust verwachsen sind, der Bauch aber und alle Extremitäten doppelt vorkommen; oder sie sind nur an der Brust oder am Bauche vereinigt, und haben das übrige alles doppelt. Zu der ersten Art gehört die Mißgeburt, wovon der Verf. die ganz vortrefflichen Abbildungen liefert.

Vermischte Schriften.

Die Sibylle der Zeit aus der Vorzeit. Oder politische Grundsätze durch die Geschichte bewähret. Nebst einer Abhandlung über die *politische Divination*. Von *Rupert Kormann*, Prälat von Prifling, Mitglied der königlichen Akademie der W. W. zu München. Zweyte vergrößerte Ausgabe. Erster Theil. S. 403. Zweyter Theil. S. 364. Dritter Theil. S. 451. in gr. 8. Regensburg mit Rotermund'schen Schriften. 1814.

Die Sibylle der Religion aus der Welt- und Menschengeschichte. Nebst einer Abhandlung über die *goldenen Zeitalter*, von demselben Verf. München, in Commission bey Joseph Lindauer. 1813. gr. 8. S. 499.

Wenn gleich diese gehaltvolle Schrift (wir betrachten hier die Sibylle der Zeit und der Religion als ein Werk) schon allgemein verbreitet ist; so glauben wir doch, daß es selbst die Ehre unserer Blätter fordere, daß darin ein so schätzbarer und viel gelesener und besprochener Artikel nicht vermisst werde, und der ja nicht bloß auf ein gewisses Zeitalter, so sehr auch manches

eben zu rechter Zeit Gesagte erscheint, berechnet ist, sondern das was Noth thut, für alle Zeiten wahr und kräftig zur Sprache bringt.

Trefflich setzt der hochverdiente Hr. Verf. an die Spitze seines Werkes eine Abhandlung über die *politische Divination*, die auch den Auguren aller Zeiten nicht genug empfohlen werden kann. Wahrlich nach einer solchen Anleitung mag das Prophetenwesen auch von jedem Verständigen mit grossen Nutzen betrieben werden. Es kommt nämlich da alles darauf an:

Zieh, was bevorsteht und vergangen ist, zu Rath,

Und sey wie jener Gott, der zwey Gesichter hat.

O p i t z.

Nach einer schon vorausgeschickten Erklärung hat die neue Ausgabe der *Sibylle der Zeit* gegen 400 Zusätze und damit zugleich füglicher anstatt der vorigen zwey Theile drey Theile erhalten.

Erster Theil: I. Reiche, Staaten und Verfassungen haben ihre Perioden. II. Auch das Schicksal der Grassen hat seine Perioden. III. Nichts ist wandelbarer, als die Stimmung des Volkes.

Zweyter Theil. IV. Bündnisse und Vermittelungen sind eine bedenkliche Sache. V. Unbestand der ewigen Friedensschlüsse. VI. Schwere Vereinigung der Politik mit der Moral. VII. Glücklich der Staat, dessen erstes Grundgesetz Sicherheit des Eigenthums ist. VIII. Gute Regenten sind ein wahres Nationalglück.

Dritter Theil. IX. Heil dem König, der in der Wahl seiner Freunde und Staatsdiener glücklich ist. X. Verdiente Männer werden nicht immer nach Verdienst belohnt. XI. Gold und Luxus machen weder gross noch glücklich. XII. Sitten, Gesetze und Religion sind die Grundfeste der Staaten. XIII. Kurze Reden merkwürdiger Männer aus der alten Geschichte.

Schon diese allgemeinen Sätze, wie sie da liegen, und die sich, ohne hier an ein System denken zu dürfen, sehr natürlich an einander reihen, deuten auf Wichtiges, Grosses hin, das da behandelt werden soll, und es ist der eingeschlagene Weg dazu der einfachste, glücklichste, der sich nur denken läßt, indem zur Behauptung oder Beleuchtung der ausgesprochenen Sätze zuerst eine Wolke von Zeugnissen „*Maximen*“ angeführt wird, und dann das Behauptete die ältere und neuere *Geschichte* selbst noch weiter bestätigen soll. Es gilt hier so ganz: *Historia optima rerum magistra!* Nur einiges aus Nro. V. des zweyten Bandes.

Maximen.

„Amnestie und Vereinigung bringen weder Vergessenheit noch wahre Freundschaft zu Stand.

Dieses Andenken wird nie erlöschen!

Ewig wird die Wunde im Herzen narben.

Virgil.

Lange verschwindet das Gedächtnis der Mächtigen nicht.

Tacitus.

Dafs die Fackel des Krieges auf immer von der Erde verschwinde, ist dieses Hoffnung und Traum der Philosophen?

Die grossen Aussöhnungen sind nur Denkmähler von Papier.

Aus beygelegten *Feindschaften* geht die Freundschaft der Fuchse hervor.

Richter.

Der *Hafs* behält das Andenken weit länger, als die *Liebe*.

Gnade hält man für eine Last: *Rache* für einen Gewinn.

Machiavell.

Einer rüstet sich unter dem Schutze des Friedensschlusses zu einer neuen Fehde, während der andere unter eben derselben Aegide in vollkommener Ruhe zu seyn glaubt.

Neueste Memoiren.

Geschichte.

Karthago, beschimpft, aber nicht zertreten, sah nach geschlossenem Frieden um sich her. Die schweren Bedingnisse waren nur neue Triebfedern der Rache. Es sah zwar seine Staatscassa erschöpft, aber die Bergwerke in Spanien, die geheimen Expeditionen der Seefahrer, die Contributionen der Kolonien füllten sie bald wieder an. Zahlreiche Flotten versanken im Meer, aber mit Schiffbauholz, mit Meistern in der Schiffbaukunst, und mit einem Volk von gebohrnen Matrosen, war dieser Verlust bald wieder ersetzt u. s. w.“

So belehrend und angenehm ist jeder Artikel bearbeitet; und man vergifst, wie es bey einem solchen Werke seyn soll, des Verfassers völlig über dem, was man auf solche Art von ihm zusammengestellt findet. Um dem Wunsche vieler Leser zu willfahren, sind die aus andern Sprachen angeführten Stellen nun in unsere Muttersprache übertragen, und im dritten Theile abgedruckt.

So wie aber die *Sibylle der Zeit* für das politische Leben berechnet ist; indem sie den Fürsten, den Staatsmann, den Eroberer, ihnen vorkhaltend die Aussprüche der Weisen aus allen Ländern und Jahrhunderten und den ewigen Gang

der Geschichte, vor Irrthümern und Mißgriffen, vor falschen Maximen zu bewahren und ihnen im Gegentheile jene Grundsätze zu empfehlen suchet, durch deren Beobachtung allein das Wohl der Staaten gewonnen werden mag, oder so wie sich jene mit dem befaßt, was die zeitliche Wohlfahrt der Staaten betrifft: so hat es die *Sibylle der Religion* mit ungleich höheren Dingen, mit der wichtigsten Angelegenheit der Menschen, oder wie sie es wenigstens seyn sollte, mit Aufstellung und Empfehlung jener Maximen zu thun, von deren Festhaltung das Wohl oder Wehe der Menschen nicht nur für jetzt, sondern für alle Zukunft abhängt. Man erwarte auch hier kein theologisches System, keine Exegese, keine Metaphysik der Sitten: nur sind darin, nach des Hrn. Verf. eigener Bemerkung, *Geistesblüthen der Geschichte, der Erfahrung, des stillen Nachdenkens und merkwürdiger Männer* zu erwarten.

Es enthält dieser Band eine *Abhandlung über die goldenen Zeitalter und Grundsätze der Religion aus der Welt- und Menschengeschichte* — mit *historischen Betrachtungen und Beylagen*. Es wird da zuerst gezeigt, daß nur vollendete Weisheit in der Gesetzgebung, vollkommene Gerechtigkeit in der Handhabung der Gesetze, und väterliche Liebe der Machthaber zu ihren Unterthanen auf einer, und auf der andern Seite gänzliche Unverdorbenheit der Völker, und ein Leben voll reiner Tugend wahre Glückseligkeit gewähre, oder, was eben so viel ist, das goldene Zeitalter hervorbringe; daß aber ein solcher Zustand vollkommener Weisheit und Gerechtigkeit und völlig reiner Unschuld und Tugend, oder ein sogenanntes goldenes Zeitalter ein Unding sey, welches nie bestand, so viel Aufhebens auch Dichter und Philosophen, von Zeit zu Zeit davon machten, weder zur Zeit des Nomadenlebens, noch unter Saturns Regierung, noch in Griechenland unter Perikles und Alexander, noch zur Zeit der römischen Freyheit, noch unter August, noch in den Ritterzeiten, noch in dem Zeitalter der Aufklärung. Alles dieses ist sehr schön auseinandergesetzt, und durch Beyspiele aus der Geschichte beleuchtet. Dann wird geschlossen, daß, „wenn kein Zeitalter, kein Stand, keine Regierungsform ein dauerhaftes Glück gewährt; wenn die Zahl der Leidenden durch alle Jahrhunderte die Mehrzahl war; wenn die Vernunft sich selbst überlassen, nur Partheyen formt; wenn das Herz des Menschen bey allen Verheissungen der Welt unruhig bleibt; wenn man so häufig den Sieg des Lasters über die Tugend erblickt; wenn alle Wei-

sen der Welt bis auf diese Stunde auf dem Punkte der wahren Einigkeit noch nicht zusammengetroffen sind; wenn ungeachtet der reinsten und höchst gespannten Anschauung die Sterblichkeit der philosophischen Systeme eher zu- als abnimmt; wenn die Schwächen und Blößen der vergötterten Vernunftmoral aus den verschlimmerten Sitten immer sichtbarer werden; wenn ohne höheres Licht die wichtigsten Angelegenheiten der Seele unentschieden bleiben; wenn die leidende Tugend einer mächtigen Stütze bedarf; wenn ohne jenen Schwung des Geistes, der sich über das irdische hinaus erhebt, alles, was geschieht, und geschehen ist — die ganze Weltgeschichte — unerklärbar ist: — — — nothwendig noch ein anderes Reich, eine höhere Aufklärung in dem großen Weltsysteme liegen müsse — eine sittliche Ordnung, welche die Welt mit einander in Verbindung setzet, — — — und daßs dieses Reich kein anderes seyn könne, als Gottes geheimer Staat, jener Staat, der die Zeit mit der Ewigkeit verbindet, und Gott und Menschen durch ein höchstes Gesetz der Liebe vereinigt.“ Dies, daßs die Religion allein es ist, die uns einem goldenen Zeitalter entgegen führt, ist der Gegenstand der zweyten Abhandlung, die in zwey Abschnitte zerfällt, wovon der erste Grundsätze und Maximen über den *Plan der Vorsehung, über die Verbindung der Zeit und Ewigkeit, über die Schwäche der Menschen* und über die *Kraft der Religion*, nebst hierauf sich beziehenden historischen Betrachtungen, aufstellet; der zweyte aber sich über den *Einfluß des Frauenzimmers auf Sitten, Vaterlandsliebe und Religion* verbreitet. Sonderbar, daßs man sich daran stossen konnte, daßs hier mit Vorbeygehung des männlichen Geschlechtes der *Einfluß des Frauenzimmers auf Sitten* so sehr hervorgehoben wird. Wem kann es doch unbekannt seyn, wie z. B. die erste moralische Bildung gewöhnlich großen Theils von der Mutter abhängt? Man lese hierüber nur unter andern *Sailer über Erziehung für Erzieher*. Die historischen Betrachtungen sind theils aus der weltlichen, theils aus der Geschichte des alten und neuen Testaments, theils aus der Kirchengeschichte entlehnt, und beurkunden, wie das Ganze, die ausserordentliche Belesenheit des Verfassers. Möge nur diese zweyfache Sibylle, die zur Zeit ihrer Erscheinung so stark gelesen wurde, mit der Zeit nicht wieder in Vergessenheit gerathen! Mögen dagegen Priester und Laien solche für sich zu einer Art von einem Breviarium wählen!

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 60.

Freitag den 26. Juli.

1816.

Staatswirthschaft.

Beiträge zur Untersuchung der Frage: Ist es dem Besten des Staates gedeihlich, wenn der österreichische Kaiserstaat die Einfuhr seiner Bedürfnisse an Colonial-Producten auf die Seehäfen seiner eigenen Küstländer allein beschränkt? Von J. Schmid, als Seitenstück zu den Bemerkungen über einen Vorschlag Oesterreichs Seehandel betreffend, von J. Wayna. Wien 1816, in Commission bey Karl Gerold. 8, S. 64.

Vorliegende Schrift ist vielmehr eine *Gegenschrift*, als ein Seitenstück zu Hrn. Wayna's Bemerkungen, welche letztere wir bereits in dieser Allg. Lit. Zeit. angezeigt und beurtheilt haben. Hr. Wayna erklärte sich nicht gegen den Handel der österreichischen Seehäfen überhaupt, sondern bloß gegen einen *Zwangshandel* derselben; sein Gegner, Hr. Schmid, will durchaus *Zwang* und *Monopol*. Er ist nämlich S. 48. dafür, „dass die eigenen Seehäfen des österreichischen Staates an den Küsten des adriatischen Meeres zu Marktplätzen bestimmt werden, wo die aus 28 Millionen Menschen bestehende Bevölkerung ihren Bedarf an Colonial-Producten zu hohlen angewiesen werden sollen, und wo dieser Bevölkerung zugleich Gelegenheit gegeben wird, ihrem Ueberflusse an Producten und Fabricaten, in so weit derselbe ein Gegenstand der Nachfrage von Seehandel treibenden Kaufleuten ist, Absatz verschaffen zu können.“ Der Grund, der die Staatsverwaltung zur Organisirung dieses Zwangssystems bewegen soll, ist S. 55. angegeben. Dadurch soll nämlich der entbehrliche Zwischenhandel fremder Völker beseitiget, und die Beschäftigung, der Lohn und Gewinn, welchen das ausländische Volk dafür gezogen hat, dem eigenen Volke zugewandt werden.“ Non omnis fert omnia tellus, ist eine *Maxime*, welche sich in der Handelsgeschichte unzähligemahl bewährt hat. Ohne Zweifel kann

Siebentes Heft.

Oesterreich seine Colonial-Bedürfnisse über die Seehäfen des adriatischen Meeres beziehen; denn es hat sie vor nicht gar langer Zeit nicht nur für sich, sondern für einen großen Theil des Continentes sogar über *Odessa* bezogen. Eben so können die österreichischen Erzeugnisse über die Seehäfen des adriatischen Golfs ausgeführt werden, denn die österreichische Wolle wurde vor nicht gar langer Zeit sogar über Moskau nach England geführt. Es kommt nur darauf an, auf welchem Wege beydes am vortheilhaftesten geschehen kann, und diese Rücksicht ist besonders zur Zeit des Friedens sehr genau zu beobachten, wo es so viele Mitwerber der ökonomischen Vortheile gibt. Warum hat man denn seit Wiederbefreyung der Meere aufgehört Ahorn-Runkelrüben- und andern Zucker zu bereiten? Unstreitig weil man fand, dass man das auf jene leidigen Surrogate verwandte Capital vortheilhafter auf andre ökonomische Beschäftigungen verwenden kann. Es fragt sich also, ist der Zwischenhandel die vortheilhafte Art, das National-Capital gewinnbringend zu verwenden, oder gibt es andre vortheilhaftere Arten der Capitalsverwendung für Oesterreich? Hat Oesterreich Kaufleute genug, welche in einer hinlänglichen und nicht leicht zu unterbrechenden Verbindung mit den entfernten Abnehmern seiner Manufacturwaaren stehen, und Kräfte genug haben, um bey widrigen Vorfällen, die in der großen Handlung so oft vorkommen, Stand zu halten, und nicht etwa den Manufacturisten mit sich niederzuschlagen. Hat es diese Kaufleute noch nicht, so ist es freylich gut, sie ihm zu verschaffen. Aber so lange es deren noch nicht genug hat, lasse man der Sache immerhin ihren natürlichen Gang. Man zwingt, man reizt den Manufacturisten nicht, sich dem inländischen Kaufmann in die Hände zu geben. Man vergönne ihm, sich an jeden Abnehmer seiner Waare in großen Handelsplätzen zu halten, der ihm zum geschwinden Absatze hilft, und sichere Zahlung anbietet. Die Concurrnz der Abnehmer bestehe zwischen welchen Handelsleuten sie wolle,

zwischen einheimischen und ausländischen; ihre Wirkung wird immer eben dieselbe seyn, nämlich die Erhaltung einer lebhaften Nachfrage. Man glaube nimmer, daß es das Werk eines Tages sey, einem Lande diese großen Abnehmer in seinem Bezirk zu verschaffen, glaube nicht, daß es genug sey, wenn die Staatsverwaltung dahin gebracht werden kann, eine kaufmännische Parthey, die Lust zu einem großen Gewühle hat, und die Fähigkeit dazu von sich vorspiegelt, durch Privilegien dazu zu ermuntern! Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte Breslau und andre schlesische Städte sehr viele große Kaufleute, die das schlesische Garn und Lein über See in entfernte Lande vertriehen. Aber seine meisten Geschäfte machte doch der Manufacturist mit dem Hamburger Kaufmann, und das ganze Land stand gut dabey, besser, als da nachher Friedrich Wilhelm II. diesen Industriezweig zu einem Activhandel erheben wollte. Schweden verarbeitete 1738 sein Eisen größtentheils auf den Vorschufs der Ausländer, gegen die man klagte, daß sie den Preis setzen könnten, wie sie wollten. Allein dessen ungeachtet verkaufte Schweden sein Eisen, und konnte mit allen andern Nationen, die ebenfalls Eisen auf den Markt bringen, Preis halten. In dem erwähnten Jahre wurde beschlossen, daß die schwedische Bank Geld auf Eisen ausleihen sollte, um dadurch die Fremden von den Vorschüssen zu entfernen. Hierauf fingene einige Stockholmer Kaufleute an, eine große Menge Eisen zu bestellen. Um sich das nöthige Capital dazu zu verschaffen, hatten sie keinen andern Weg, als Wechselreiterey und Monatscredit. S. Büschings Magazin (B. S. 304. Die drückendste von allen bösen Folgen dieser Maßregel war, daß von dieser Zeit an das russische Eisen recht in Handel kam, und das schwedische Eisen, das um 50 Kupferthaler auf 100 Pfund theurer war, allenthalben durch seinen wohlfeilen Preis verdrängen konnte. Zugleich war eben diese Maßregel der erste Grund des großen Wechselurses und aller der Verwirrung im Handel, aus welcher Schweden sich lange nicht wieder herausreissen konnte. Wenn nun der Verf. S. 57. ausdrücklich sagt: „daß das fabrikenreiche Königreich Böhmen wohl in den Fall kommen könnte, sein Bedürfnis an Colonial-Producten vielleicht um 2 bis 3 Gulden den Zentner theurer als bisher zu bezahlen, folglich auch seine Erzeugnisse um eben so viel an Preis erhöhen zu müssen, so ist dieß itens eine sehr unbillige Steuer, welche nicht nur Böhmen, sondern auch Mähren, Schlesien und Galizien zu Gunsten einiger Handelshäuser in den adriatischen Seehäfen auf sich nehmen sollen; itens werden die Städte, welche bisher den nordischen Zwi-

schhandel treiben, denselben auch noch ferner betreiben, wenn ihnen auch die österreichischen Waaren verweigert werden. Diese letztern würden also bloß ihren bisherigen gewissen Absatz verlieren, ohne daß sie sogleich einen neuen sichern Markt fänden. Da wir jedoch hier keine vollständige Abhandlung über diesen Gegenstand schreiben wollen, und unsre Meinung bereits bey Gelegenheit der Anzeige von Waynas Schrift geäußert haben, so verweisen wir den Verf.: *sein schwaches Licht*, welches er, *nach seinem eigenen Geständniß* S. 5. mit seinen beschränkten Einsichten anbieten kann, durch tieferes und gründlicheres Studium der Handelsgeschichte noch mehr zu verstärken und aufzuhellen und zu dem Ende bey *Adam Smith* das Capitel: von den verschiedenen Arten, ein Capital anzulegen; ferner in den kleinen Schriften über die Handlung von *Büsch* vorzüglich die zweyte Abhandlung über einige Vorurtheile in der neuern Handelspolitik und die vierte über den Zwischenhandel der deutschen Seestädte recht fleißig zu lesen. Ferner wird es auch nöthig seyn, daß der Verfasser in Ansehung seiner gutmüthigen Voraussetzungen und frommen Wünsche zu S. 19., die Geschichte des neutralen Handels, zu S. 20., die Geschichte der afrikanischen Seeräuberey und anderer Kaperey, und zu S. 28., die Pestrelationen von Malta und anderer Küstenländer des adriatischen Meeres, noch einmal durchgehe; dann wird er nicht mehr so ins Blaue hinein schwätzend behaupten: daß England die Fahrt mit Colonial-Producten bisher andern Seefahrern nie verwehrt habe, und daß die Räuberey der Barbaresken so leicht zu bezwingen sey. Die in dieser Schrift vorkommenden groben Ausfälle und persönlichen Angriffe auf Hr. Wayna verrathen übrigens, wie uns scheint, nicht unzweydeutig, daß der Verf. keineswegs unbefangenen für seinen Gegenstand schreibt. Zu absprechenden und anmassenden Aeußerungen, wie S. 20., und sonst hie und da vorkommen, scheint uns der Verf. weder als Privat-Staatsbürger berechtigt, noch als Schriftsteller in diesem Fache geeignet.

Da sich der Verf. nicht scheut, eine gewisse *Verdächtigmacherey* zu Hülfe zu nehmen, und da bey unerfahrenen Lesern gewisse Behauptungen um so leichter Eingang finden, mit je größerer Dreistigkeit und kühner Zuversicht sie geradezu herausgesagt und wiederholt werden, so halten wir es für Pflicht, einen Maßstab anzugeben, nach welchem der Geist dieser beyden Schriften gewürdigt werden kann. Um dabey den Verdacht der Partheylichkeit zu entfernen, wollen wir diesen Maßstab aus *Adam Smith* entlehnen, der das Capitel über die Wirkungen der steigen-

den Landes-Cultur auf den Preis der Manufacturwaaren mit folgender treffender Characteristik kaufmännischer Projecte schließt: „Den Markt zu erweitern, sagt Adam Smith, und die Concurrenz zu verengen, d. h. die Anzahl der Mitverkäufer zu vermindern, das ist ewig das Interesse derer, die mit etwas handeln. Das erste, die Erweiterung des Marktes, kann sehr oft auch dem Publicum nützlich seyn; aber die Einschränkung der Concurrenz ist ihm altezeit schädlich und kann nur dazu dienen, den Handelsleuten einen grössern Gewinn, als sie natürlicher Weise von ihren Capitalien erwarten konnten, in die Hände zu spielen, oder mit andern Worten, ihnen die Macht zu geben, ihren übrigen Mitbürgern eine unbillige Auflage aufzubürden. Um dieser Ursache willen, fährt Adam Smith weiter fort, muß jeder Vorschlag, der von dieser Classe herkommt, mit großer Behuthsamkeit angehört, und niemahls eher angenommen werden, als bis er, nicht nur mit sorgsamer, sondern selbst mit argwöhnischer Aufmerksamkeit lange und reiflich überlegt worden ist. Man muß in Erwägung ziehen, dafs die Classe, von welcher der Vorschlag kommt, ein von dem allgemeinen Besten getrenntes Interesse hat; dafs sie, da sie ihr ganzes Leben mit der Entwerfung oder Ausführung grosser Pläne zubringt, zwar gemeinlich das Publicum an Scharfsinn und geübtem Verstande übertrifft, aber nicht an grösserer Einsicht in das öffentliche Interesse, sondern in der bessern Kenntnifs ihres eigenen Vortheils, und dafs sie daher, da sie sehr oft ihren Vortheil dabey findet, das Publicum zu hintergehen, und selbst es zu drücken, sich auch oft verleiten läfst, beydes wirklich zu versuchen.“ Nach diesem Mafsstabe werden die Leser leicht beurtheilen, ob Hr. Wayna oder Hr. Schmid mehr Zutrauen und Achtung verdiene!

E . . . r.

Pädagogische Schriften.

- I. *Methodologie oder Anweisung, wie die Kenntnifs der Muttersprache bey Kindern zum Grund gelegt werden muß, und wie dann der Unterricht im Französischen auf die leichteste und faßlichste Art darauf gebaut werden kann. Von Joh. Gottlieb Cunradi, gräfll. Castellischem Rathe. Nürnberg bey Riegel und Wiefsner 1815. 68 S.*
- II. *Bildungsmethoden; oder natürliche, leichte und sichere Methode, Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion auch in Landschulen, als Mittel zur Bildung; oder zur Erweckung und Entwicklung der Selbstkraft der Kinder zweckmässig zu benutzen; bearbeitet nach dem königlich bayerischen Lehr-*

plan für Volksschulen, von Johann Gottlob Pius Jubiz, Pfarrer, Local-Inspector und Vorstand der in Vorra bestehenden Fortbildungsunstalt für Schullehrer. Nürnberg bey Riegel und Wiefsner 1815. Vorr. XII. 148 S.

Nro. I. Einige Pädagogen haben gezweifelt, ob Hrn. Cunradi's Unterricht in der deutschen Sprache, für Volksschulen, Erlangen 1811, bey J. J. Palm, ein geeigneter Unterrichts-Stoff für Kinder sey, und zugleich geäußert, dafs sie wissen möchten, wie der Verf. ihn zu seinem Zwecke gebrauchte.

Der Verf. versichert gegen jene Zweifel, dafs er noch keinen Unterrichtsstoff gefunden habe, als die Elemente der Sprache, der ein so grosses Interesse für Kinder hätte, denn sie eine so ungetheilte Aufmerksamkeit geschenkt, den sie so leicht begriffen und so gut behalten hätten; nicht bloss mit seinen eigenen, sondern auch mit mehreren fremden Kindern, selbst von mittelmässigen Fähigkeiten sey es ihm nicht nur gelungen, ihnen die Elemente der Muttersprache vor ihre eigene Anschauung zu bringen, sondern er habe ihnen nachher die Elemente anderer Sprachen, z. B. der französischen, mit der grössten Leichtigkeit und viel geschwinder, als die Elemente der eigenen Muttersprache beygebracht.

In Ansehung des zweyten Punctes, nämlich wie der Verf. diesen Unterrichtsstoff zu seinem Zwecke gebrauchte, soll vorliegendes Werkchen eine practische Anweisung geben, wie die Elemente der Muttersprache als Unterrichtsstoff für Kinder zu behandeln sind — und bey jeder einzelnen Lehre zeigen, wie sie auf die französische und im Grunde auf jede andere Sprache anzuwenden sind.

Obwohl nun diese Anweisung nicht sehr ins Detail geht, so kann sie doch Anfängern im Sprachunterrichte einen tiefern Blick in den innern Bau der Sprachen verschaffen, und zugleich als Muster dienen, wie Sprachen miteinander zu vergleichen sind, wodurch einerseits das Behalten des Uebereinstimmenden beschleuniget, andererseits das Auffassen des Abweichenden erleichtert wird.

Da Sprechen nichts als der Ausdruck des Denkens ist, so hängt überhaupt die Sprachlehre mit der Logik sehr innig zusammen; und da die Regeln der Logik *allgemein nothwendig* sind, so gibt es auch Sprachregeln, welche *allgemein* und *nothwendig* sind, und daher in der Grammatik in jeder Sprache vorkommen müssen. Da diese Regeln mit der Muttersprache erlernt werden, so besteht das Geschäft des verständigen Sprachlehrers bloss darin, diese Regeln zum Bewusstseyn des Kindes zu bringen oder kurz das Kind über seinen

Sprachschatz *reflectiren* zu lehren. Dieß kann freylich nicht durch einen *mechanischen* Schlendrian erreicht werden, der bloß das Gedächtniß in Anspruch nimmt, und das *Reflexionsvermögen* des Kindes *ruhen* läßt. Auf solche Weise wird die Selbstkraft nicht entwickelt, sondern unterdrückt. Und doch ist kein Unterrichtsgegenstand zur Bildung des Kopfes so geeignet, als die Sprachlehre, besonders die der Muttersprache, weil in dieser der Stoff, oder die Materie des Unterrichtes und Lernens schon aus dem Gebrauche gegeben ist, folglich die ganze Seelenkraft des Lehrlings auf die Reflexion über das, was er schon eingeübt hat, und als eine ihm ganz geläufige Kenntniß besitzt, gerichtet werden kann, was hey allen andern Gegenständen, wo der Schüler, nebst der Reflexion über die Form, zugleich die Materie selbst sich anzueignen, folglich seine Seelenkraft auf die Operationen der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses und Verstandes gleichsam zu vertheilen hat, nicht der Fall ist. In dieser Rücksicht hat der Verf. ganz recht, wenn er behauptet, daß die Sprachkunde als praktische Logik zu gebrauchen ist, und nur darin geben wir ihm Unrecht, daß er diese einleuchtende Wahrheit so darstellt, als wenn sie unter den *Philosophen* zweifelhaft oder streitig wäre! — Freylich haben nicht alle Sprachlehrer zu einer logischen Behandlung der Sprachelemente Geschick und Ernst genug; aber nicht alle Sprachlehrer sind *Philosophen*; nur sollten sie *philosophische Köpfe* seyn, besonders diejenigen, denen der Unterricht in der heiligen Muttersprache anvertraut ist, denn in diesem gilt vorzüglich, was wir von der Uebung des Reflexionsvermögens gesagt haben. Bey der Erlernung fremder Sprachen hat der Schüler nicht mehr bloß über die Form zu reflectiren, sondern zugleich das ganze Materielle der Sprache in sich aufzunehmen, und so zu üben, daß sich in seiner Ideenassociation die Worte, Constructionen und Wendungen der fremden Sprache eben so geläufig und sicher, wie die der Muttersprache mit den Gedanken und Gefühlen identificiren. So lange er bey diesem Geschäfte noch über die Regeln reflectiren muß, ist er der Sprache nicht vollkommen Meister. Besitzt er aber eine gründliche Bildung in der Muttersprache, so bedarf er dieser stockenden Reflexion nicht mehr; die Ideenassociation wird ihm durch die deutlich vorschwebende Aehnlichkeit der Sprachen erleichtert; er wird daher fremde Sprachen um so fester und schneller erlernen, je verständiger er die Muttersprache im deutlichen Bewußtseyn trägt. Gewiß liegt in der Vernachlässigung einer gründlichen Behandlung der Muttersprache der Grund, warum die lateinische Spra-

che an gelehrten Schulen, Lehrern und Schülern so viel Zeit und Mühe kostet, deren Aufwand leider! nicht selten größtentheils verloren ist! —

Aus dem unter Nro. II. angezeigten Werke ersieht man, wie thätig im Königreiche Bayern an Emporbringung des Schul- und Unterrichtswesens gearbeitet wird.

Dem würdigen Verf. wurde bey der wichtigen Einrichtung von *Fortbildungsanstalten* für Schullehrer, durch die weise und wohlthätige Veranstaltung des königl. bayerischen, auch durch mehrere treffliche Schriften ruhmvoll bekannten Schulrathes Dr. *Heinrich Stephani*, das ehrenvolle Amt zu Theil, als Vorstand einer solchen, aus *sieben* Schulmännern bestehenden Anstalt aufgestellt zu werden. Um nützlich für diesen Zweck zu arbeiten, schrieb er mehrere erläuternde Aufsätze über den königl. bayerischen Lehrplan für Volksschulen nieder, ließ sie unter den untergebenen Lehrern umlaufen, und lehrte sie nachher die Methode mit Kindern auch praktisch kennen. Diese Aufsätze, *zwölf* an der Zahl, enthalten eine kurze Anweisung, wie auch Lehrer in Landschulen die Bildung ihrer Schüler zum Hauptzwecke machen, und die Wissenschaft hauptsächlich als Mittel zur Bildung benützen können. Der Verf. schickt bey jedem Aufsätze den königlichen Lehrplan voraus, und zeigt hierauf, wie der Lehrer den Vorschriften desselben nachzukommen habe. Die vorgeschriebenen Gegenstände sind: *Lesen, Schreiben, Rechnen* und *Religion*. Der Verf. führt den Schullehrer von Punct zu Punct, erklärt ihm jedes Geschäft, worauf er bey dem stufenweisen Unterrichte zu sehen hat, und gibt ihm Mittel an die Hand, wodurch er sich weiter ausbilden und für seinen Beruf vervollkommen kann. Die von dem Verf. bey jedem Gegenstand eingeschaltete Literatur kann auch dazu dienen, daß Landschullehrer nicht bloß mit den nöthigen Kenntnissen und der richtigen Methode bekannt werden, sondern daß sie sich überhaupt eine kleine, wohlgeordnete, ihr ganzes Fach umfassende wohlfeile Bibliothek anschaffen können. Der Lehrplan selbst ist auf *drey Unterrichtsperioden* berechnet, deren *erste* für das 7te und 8te, die *zweyte* für das 8te, 9te und 10te, die *dritte* für das 12te, 13te und 14te Jahr der Jugend bestimmt ist. Mit welchem guten Erfolge der verdienstvolle Verf. an der ihm anvertrauten Fortbildungsschule arbeitete, sieht man unter andern aus einem Aufsatz über die Kunst, die Brüche methodisch zu behandeln, welchen einer seiner sieben untergebenen Schullehrer ausgearbeitet, und der Verfasser im Druck mitgetheilt hat. Obgleich sich das vorliegende Werkchen zunächst auf die bayerischen Volksschulen bezieht, und also für bayerische Schulmänner be-

rechnet ist, so wird es doch auch jeder andere Elementarlehrer und Freund des Volksschulwesens mit Nutzen und Vergnügen lesen,

Th.

Heilkunde.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Fünfundzwanzigster Band. Oder: *Neue Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte.* Erster Band, Erstes Stück, S. 186. Zweytes Stück, S. 187 bis 372. Drittes Stück, S. 373 bis 558. Leipzig im Verlage der Dyck'schen Buchhandlung 1815. in 8.

Die durch eine Reihe von Jahren mit einstimmigem Beyfalle vom ärztlichen Publicum aufgenommene Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte, wurde durch die, in den vorigen Jahren, für solche Unternehmungen nachtheiligen Verhältnisse unterbrochen, nachdem bereits vierundzwanzig Bände davon erschienen waren. Der nun zurückgekehrte, Alles belebende, und alle gebildeten Nationen vereine Arbeit äufserte auch auf diese literarische Arbeit seinen wohlthätigen Einfluß, welche nun wieder, dem alten Plane getreu, zum Vergnügen und zur Belehrung eines jeden Arztes fortgesetzt wird. Diese Fortsetzung hat noch den zweyten Titel: *Neue Sammlung* u. s. w., um dadurch Jenen, welche diese Sammlung itzt erst halten, kein uncompletes Werk zu übergeben.

Rec. wird eine genaue Inhaltsanzeige nebst einigen nothwendigen Bemerkungen in möglichster Kürze hier mittheilen.

Das *erste Stück* enthält folgende acht Abhandlungen: *I. R. A. Farre über die sowohl in bestimmten Gränzen eingeschlossenen, als verbreiteten Knoten und Geschwülste der Leber.* (Aus: *The morbid Anatomy of the Liver; being an Inquiry into the anatomical Character, Symptoms and Treatment of certain Diseases, which impair or destroy the structure of that Viscus.* Order I. Tumours P. I. on the Tubera circumscripta ana Tubera diffusa. By I. R. Farre, M. D. Lond. 1812. Grofs Quart mit 2 illumin. Kupfertafeln. Die Fortsetzung dieses Werks scheint unterbrochen worden zu seyn.) S. 1—30. Mit *Albernathy* versteht der Verf. unter der Benennung *Tumor* nur solche Geschwülste, die neu entstanden sind, und keinen Theil von der ursprünglichen Zusammensetzung der Körper ausmachen. *Tubera* nennt er gewisse Geschwülste von einem zelllichten Bau, und einer schwam-

migten Natur, die überhaupt merkliche Hervorragungen auf den Oberflächen der leidenden Theile bilden. *Farre* nimmt zwey Arten hiervon an: Die in gewisse Gränzen eingeschlossene und die verbreiteten Geschwülste; jene sind von einer bestimmten Figur und vorzüglich in der Leber vorhanden; diese von einer unbestimmten Figur, und durch den leidenden Theil oder das Eingeweide verbreitet, oder in mehreren Geweben des Körpers zerstreut. Die Geschwülste der *ersten Art* haben eine gelblich-weiße Farbe, sie heben die vom Bauchfelle herkommende Membran der Leber in die Höhe, und ihre hervorstehenden hin und wieder mit rothen Gefäßen versehenen Oberflächen haben in oder nahe an ihrem Mittelpuncte eine besondere Einkerbung oder einen Eindruck. Der Mittelpunct selbst ist vollkommen weiß und undurchsichtig. Ihre sehr verschiedene Größe hängt von ihrem Alter ab; die größten haben einen Zoll im Durchmesser. Sie hängen sehr genau an der Leber, und ihre Figur ist ganz bestimmt, und in gewisse Gränzen eingeschlossen. Die Substanz der Leber zwischen diesen Geschwülsten ist blässer und schlaffer, als im natürlichen Zustande; überhaupt ist die Cohäsion der Leber schwächer, und zuweilen sind leichte Blutergießungen zu finden. Auf der Oberfläche der Leber sind diese Geschwülste gewöhnlich abgesondert, im Innern aber zu großen krankhaften Massen verwachsen. Auf so eine Art kann die Leber ihren ganzen natürlichen Bau verlieren, und den ganzen Unterleib einnehmen. Der Bau dieser Geschwülste ist dicht und zelllicht, in den Zellen ist eine undurchsichtige weiße, dem Rahme ähnliche Feuchtigkeit enthalten. Diesen zelllichten Bau sieht man am deutlichsten, wenn sie lange im Wasser macerirt werden. Die dabey vorkommenden *krankhaften Zufälle* sind: Schmerz in der Lebergegend, Mattigkeit, Husten; bey durch Zunahme der Geschwulst bewirktem Herabsteigen der Leber unter die kurzen Rippen, Schwächung der Verrichtungen des Darmcanals, Abzehrung, Beklemmung des Athemholens, Neigung zum Durchfall, Gelbsucht und Bauchwassersucht sind nicht immer zugegen. Zwey beygefügte Krankheitsgeschichten sammt Leichenbefunde dienen zum Belege des Gesagten. Die Geschwülste der *zweyten Art* sind auch in der Leber vorhanden, aber erheben sich von ihrer Oberfläche mehr allmählich und einförmig, und sind in verschiedenen Personen von verschiedener Figur, Größe, Farbe und Dichtigkeit; sie finden sich bey einem Individuum in Theilen von einem jeglichen Baue, selbst in den Knochen. Die *Zufälle* sind hier nach dem Sitze der Krankheit verschieden. Wird die Leber davon ergriffen, so sind die Zufälle von den

vorigen nicht wesentlich unterschieden. Der Verf. beschränkt sich hier auch bloß auf die der Leber. Zwey gleichfalls interessante Krankheitsgeschichten werden zum Beweise angehängt. Aus allem geht hervor, daß dieses Uebel zu den unheilbaren Krankheiten gehört. Der Uebers. fügt hinzu, daß die vom Verf. unter Tubera beschriebenen Uebel von Andern weiße, steatomatöse, oder scrophulöse Geschwülste genannt werden; daß alle damit behafteten, und von ihm beobachteten Kranken fahl aber nicht gelbsüchtig aussahen, und eine ordentliche Bauchwassersucht dabey nie entstanden ist. Er bemerkt, daß man in der Leber eines Patienten, dem ein Wechselfieber durch Arsenik unterdrückt worden war, viele Geschwülste der ersten Art fand, und sagt sehr richtig, daß es untersucht zu werden verdiene, ob dieß nicht bey mehreren von den vielen Unglücklichen, die Opfer dieser Curmethode geworden sind, der Fall sey.

II. *Philib. Jos. Roux über den auf die Erkennung der Brustkrankheiten angewendeten Druck auf den Unterleib.* (Entlehnt aus seinen *Melanges de chirurgie et de physiologie*. à Paris 1809. 8. p. 196—224.) S. 31—58. Der Verf. macht uns hier mit dem bekannt, was die Erfahrung den, für die Arzneywissenschaft leider zu frühe verstorbenen, *Bichat*, hinsichtlich der Aufhellung der Diagnose von hitzigen und langwierigen Brustkrankheiten gelehrt hat. Die von dem Wiener-Arzte Dr. *Auenbrugger* zuerst entdeckte, dann von *Corvisart* wieder der Vergessenheit entrissene, glückliche Anwendung des Klopfens an den Brustkasten, zur Aufklärung der Erkenntniß dieser Krankheiten, benützte auch *Bichat*, und verband sie mit dem, von ihm zu demselben Endzwecke erdachten Hilfsmittel, welches der Gegenstand dieser Abhandlung ist. Dieser Druck auf den Unterleib besteht darin, daß man das Aufwärtssteigen des Zwergmuskels, auf eine schnelle Weise, durch einen Druck der Hand auf die Oberbauchgegend oder auf die Hypochondrien, je nachdem die zu untersuchende Krankheit das eine oder das andre erfordert, hervorbringen, und sorgfältig die Wirkungen beobachtet, welche der Kranke davon verspürt. Die Lungen- und Brustfellentzündung, welche von den meisten ältern Schriftstellern als immer miteinander vorkommend, oder als zwey sehr schwer von einander zu unterscheidende Krankheiten geschildert, aber von beynahe allen Aerzten unserer Zeit, als zwey isolirte Krankheiten anerkannt wurden, bemühet sich der Verf., durch die, mittelst der zwey oben benannten Hilfsmittel aufgefundenen, charakteristischen Kennzeichen zu trennen. Das mittelst der miteinander vereinigten Fingerspitzen der einen Hand vorge-

nommene Klopfen an der Brust, bringt bey der Lungenentzündung einen dumpfen Schall auf der kranken Seite hervor, bey der Brustfellentzündung bemerkt man keinen Unterschied des Schalls, man mag auf der Brust klopfen, wo man will. Der Druck auf den Unterleib bewirkt bey der Lungenentzündung Husten, große Beklemmung und sehr beschwertes Athmen, bey der Brustfellentzündung hingegen keine merkliche Verschlimmerung. Nebenbey werden die bekannten pathognomonischen Zeichen dieser beyden Krankheiten ebenfalls angegeben. Hr. *Roux* zweifelt, ob man bey der Entzündung des Herzbeutels von dem Klopfen an der Brust, und von dem Drucke auf den Unterleib, wichtige Aufschlüsse in diagnostischer Hinsicht bekommen könne. Sehr richtig ist die von ihm gemachte, und mit Beobachtungen unterstützte Bemerkung, daß die Aerzte mit den Operationen, wodurch wässerige oder andere Ergießungen in verschiedene Höhlen ausgeleert werden können, minder sparsam seyn sollten. Ziemlich sicher kann man auf die Gegenwart einer Brustwassersucht schließen, wenn der Kranke nur auf der Seite, wo die Ergießung geschah, (und zwar nur *erhöhet*) liegen kann; wenn das Klopfen an den Brustkasten einen dumpfen Schall hervorbringt, und endlich, wenn auf den unter den Rippen derjenigen Seite, in welcher man die Ergießung vermuthet, angebrachten Druck, eine allgemeine Unruhe, Husten und eine mehr oder weniger beträchtliche Beklemmung verursacht werden. Die andern chronischen Krankheiten der Lungen, wie die Schwindsucht, der veraltete Katarrh u. s. w. sind für diese Untersuchungsmittel nicht geeignet; welche sich dagegen in der Wassersucht des Herzbeutels und in den Erweiterungen des Herzens als nützlich bewährt haben. Drückt man in der erstern Krankheit auf die Oberbauchgegend, so wird zwar auch Beklemmung und beschwertes Athemholen erzeugt, aber die Natur der Krankheit klärt sich auf durch jählingses Herzklopfen, und durch eine starke Bewegung des Pulses, welche bisweilen eine Ohnmacht fürchten läßt. Wie der Druck aufhört, so kehrt der vorige Zustand zurück, wie er erneuert wird, treten dieselben Zufälle wieder ein. Bey Erweiterungen des Herzens erhält man durch das Klopfen an der Brust einen ausnehmend dumpfen Schall im ganzen Umfange der von dem erweiterten Herzen eingenommenen Gegend. Bey dem Drucke auf die Oberbauchgegend empfinden die Kranken die nämlichen Beängstigungen, die ihnen bey einer horizontalen Lage beschwerlich fallen. Die Beklemmung nimmt in dem nämlichen Augenblicke im Verhältnisse zum Drucke zu, das Herz zieht sich stärker zusammen, die blaue Farbe der Lippen

und anderen Theile des Gesichts nimmt zu, und die Angst steigt zu einer ausserordentlichen Höhe.

III. *Friedrich Sigismund Alexander über Nervenanschwellungen.* (Ein Auszug seiner Inaugural-Disputation: de tumoribus nervorum. L. B. 1800. 8.) S. 59—93. Die Nervenanschwellungen sind zwar selten, aber keine ungewöhnlichen Krankheiten, und es ist wahrscheinlich, daß selbst *Hippokrates* und *Galenus* sie beobachtet haben, obschon sie uns keine genauere Beschreibung derselben hinterliessen. Zwey dem Verf. vom obersten Wundarzt in dem Militär-Spitale zu Leyden *D. J. C. Reich*, mitgetheilte Beobachtungen von solchen Nervenanschwellungen dienen der eigentlichen, gewiß schätzbaren Abhandlung selbst gleichsam zum Grunde. Ein neunzehnjähriger Soldat hatte an der untern und innern Seite des linken Arms, nicht weit vom Gelenke des Vorderarms, eine mit gesunder und beweglicher Haut bedeckte, der Form und Gröfse nach einem Hühnereye ähnliche, elastische Geschwulst, welche eine Feuchtigkeit zu enthalten schien, und etwas auf beyde Seiten hin, aber weder auf- noch abwärts bewegt werden konnte. Vor sechs Jahren war sie erbsengrofs, und entstand ohne bekannte Ursachen. Der durch Druck oder durch eine andere äufsere Gewalt verursachte Schmerz war ungeheuer, und wuchs mit der Zunahme der Geschwulst. Die Operation wurde vorgenommen, und man fand die gemachte Diagnose bestätigt, die Geschwulst befand sich wirklich am Ellbogennerven, welcher ober und unter ihr getrennt wurde, und worauf man die Geschwulst wegnehmen konnte. In sechzehn Tagen war die Wunde vernarbt, und blofs eine Verminderung des Empfindungsvermögens im kleinsten Finger zurückgeblieben. Bey der Untersuchung der Geschwulst zeigte es sich, daß sie blofs durch Erweiterung der Nerven entsanden sey, denn ihre äufsere, zwar härtere sehnartige Wand war eine Fortsetzung des Neurolema's der gesunden Nerven. Eine besondere, durchaus dichte, markigte Masse fühlte die Geschwulst aus, und hatte nur im Mittelpuncte eine länglichte, eiförmige Höhle, in der eine dünne, durchsichtige, dem Blutwasser ähnliche Feuchtigkeit enthalten war. Dieses Mark hatte an der innern Wand der äufsern Haut der Geschwulst die Dicke eines halben Zolles, und bestand aus rundlichen Körperchen, welche aus sehr zahlreichen, darmförmigen in Knäulen zusammen gewickelten Fibern bestanden, und von denselben gleichsam eingehüllt waren. Bey einem Manne von vierundvierzig Jahren entstand nach einem heftigen Falle eine ähnliche Geschwulst über dem rechten Ellenbogen an der äussern Seite des Knorrens vom Oberarmknochen, und wur-

de in zwölf Jahren zwey Zoll lang, einen halben Zoll breit, und drey Linien über der Oberfläche der Haut hervorstehend. Nach allen möglichen vergeblich angewandten Mitteln wurde sie glücklich extirpirt. Der Sitz der Krankheit war in den kleinsten Zweigen des nervus subcutaneus. Diesen Anschwellungen unterliegen besonders die auf einem Knochen aufliegenden Hautnerven, und zwar hauptsächlich nach einer äussern Verletzung, wobey die Haut ganz bleibt. Die Geschwulst entsteht und wächst langsam, ihre Gröfse kann verschieden seyn. Die Haut über derselben ist beweglich, die umschriebene Geschwulst selbst hat die Gestalt eines runden gespannten Sackes, daher ist sie härtlich, elastisch, und scheint mit einer Feuchtigkeit angefüllt zu seyn. Die Bewegung der Geschwulst ist eher nach den beyden Seiten als nach auf- oder abwärts möglich, und immer sehr schmerzhaft. Die leiseste Berührung, die geringste Erschütterung, besonders aber das Schieben der Geschwulst nach oben und unten erregen die gröfsten Leiden. Durch eine solche Einwirkung auf die Geschwulst wird im Gehirn und ganzen Nervensysteme eine dem elektrischen Schläge ähnliche Empfindung hervorgebracht. Der Schmerz verbreitet sich auch abwärts nach der Richtung der Nerven. Die Verrichtung der Nerven bleibt, was die Bewegung und Empfindung anbelangt, unverletzt, ausser vielleicht bey gänzlicher Degeneration des Nervens. Die nächste Ursache der Nervenanschwellung scheint in der, aus einer unzertheilten Entzündung entstandenen, Verhärtung der Nerven zu liegen. Die Krankheit ist in den Nerven ganz örtlich, daher bleiben alle benachbarten Theile gesund. Als entfernte Ursache kann alles angesehen werden, was eine örtliche Entzündung des Nervens erregen kann: Schlag, Druck, Erschütterung u. s. w. Ob Krankheitsstoffe, wie der rheumatische, gichtische, scorbutische, syphilitische, bey Ablagerung auf einen Nerven diese Krankheit produciren können, ist noch nicht ausgemacht. Die Folgen der Nervenanschwellungen sind bey Zunehmen des Uebels und bey Mangel der zweckmässigen Hülfe, Unempfindlichkeit und Lähmung desjenigen Theils, in welchem sich der leidende Nerve verbreitet. Bey der Behandlung macht der *Verf.* auf die Vorbauungseur besonders aufmerksam. Findet man nämlich, daß der Schmerz bey einer äussern Verletzung heftiger ist, als man nach ihrer Beschaffenheit vermuthen kann, und verbreitet sich dieser Schmerz nach dem Verlaufe des gequetschten Nervens, so müssen Umschläge aus kühlenden, entzündungswidrigen Mitteln angewendet, nahe bey der beschädigten Stelle ein Aderlaß vorgenommen, Blutigel angelegt, Schröpfköpfe gesetzt,

und vorzüglich der leidende Theil in Ruhe gehalten werden, um dadurch die Entzündung des Nervens, und auf diese Art das Uebel selbst zu verhüten. Wenn aber die erzeugte Entzündung schon in Verhärtung übergegangen, und schon eine heftig schmerzende Geschwulst bemerkbar ist, so hilft allein die Entfernung derselben, bey welcher das Messer dem Aetzmittel vorzuziehen ist. Die Geschwulst wird durch einen Hautschnitt blofs gelegt, zuerst der Nerve ober ihr, dann unter ihr durchschnitten, und sie selbst entfernt.

IV. Dr. Andr. Berry über die männliche Pflanze, wsl. he die Colombo-Wurzel liefert. (Aus den Asiatick researches. Vol. X. p. 385—388) S. 94—98. Die Portugiesen nennen diesen Arzneykörper Calumbo. Die Pflanze selbst wächst wild in den dicken Wäldern an der Küste um Oibo und Mozambique. Die gehörig grossen, aber nicht zu alten, aus der Grundfläche der perennirenden Hauptwurzel hervorgetriebenen Sprösslinge werden im Märzmonath ausgegraben, in Scheiben oder schmale länglichte Streifen geschnitten, im Schatten getrocknet, und so versendet. Die Afrikaner gebrauchen sie gegen die bey ihnen häufigere Diarrhöe, gegen die Lustseuche, gegen alle chronischen Krankheiten, in Pulverform auch gegen Geschwüre. Der Verf. bekam ein ungefähr fünfzehn Zoll langes und drey bis vier Zoll breites Stück dieser Wurzel; es war cylindrisch, an den entgegengesetzten Seiten etwas platt gedrückt, auswendig hatte es die gewöhnliche Columbofarbe, anter der Oberfläche aber, welche mit einem dünnen, zarten, bräunlichen Häutchen überzogen war, war es schön gelb. Er setzte sie ein, sie trieb einen Stengel mit männlichen Blumen, wesswegen das Geschlecht der Pflanze noch immer ungewiss bleibt. Nach den männlichen Blumen und dem Habitus der Pflanze scheint sie zu der natürlichen Ordnung der Sarmenaceae Linn. oder der Monospermae des Jussieu zu gehören.

V. Mothe Oberwundarzt im Hotel-Dieu zu Lyon u. s. w. über die Trommelsucht. (Aus dessen Melanges de chirurgie et de médecine, à Paris 1812. 8. p. 357—422). (S. 99—157). Der Verf. beweiset im Eingange zur Genüge, daß die vielen von mehreren Schriftstellern als Arten der Trommelsucht aufgestellten, oder für Trommelsucht gehaltenen Krankheitszustände, blofs Zufälle vorausgegangener Krankheiten waren. Er nimmt ganz richtig die, durch eine Gährung erzeugte Entwicklung der Luft, als die nächste Ursache die-

ser Krankheit an, und sucht durch zwey Beobachtungen zu begründen, daß die Trommelsucht ohne eine andere Krankheit Statt finden könne, daß sie daher als eine idiopathische oder wesentliche Krankheit anzusehen sey, daß aber auch nur blofs der Darontrommelsucht dieser Nahme zukomme. Die Zeichen dieser Trommelsucht sind im Anfange der Krankheit, Schmerzen und lebhaftes Knurren im Unterleibe; den Kranken erleichternder Abgang von Blähungen, sowohl durch den Mund als durch den After; beyr Vorrücken der Krankheit nehmen die Schmerzen mehr die aussern Theile, als das Innere des Unterleibes ein, derselbe wird aufgetrieben und gespannt, ändert aber dabey weder seine Figur, noch seinen Umfang. In jeder Lage des Kranken bleibt der Ton, wenn man auf den Unterleib klopft, immer der nämliche, und gleicht dem eines gut aufgeblasenen Schlauchs. Man bemerkt keine Schwappung, und der Körper ist leichter, als man nach seinem Umfange vermuthen sollte. Der Kranke ist sehr verändert, bricht alles Genommene, wird von einer beschwerlichen Hitze und einem Uebelbefinden geplagt, der Puls ist kräftig und häufig. Im Verhältnisse des Zunehmens des Bauches wird das Athmen beschwerter; es kann nichts weder von oben noch von unten in den Darmcanal gelangen. Allmählig entstehen Beängstigungen, Niedergeschlagenheit, Ohnmachten, Kälte der aussern Gliedmassen u. s. w. Hat diese Krankheit einen gewissen Grad erreicht, so sind, nach der Erfahrung des Verf., alle sowohl durch den Mund oder den After beygebrachten, als auch äusserlich angewandten Arzneyen nichts mehr zu leisten im Stande, und das einzige Mittel, um den Kranken (wo möglich) zu retten, ist der *Bauchstich*, welcher jedoch nur dann unternommen werden kann, wenn keine Symptome vom heissen Brande zugegen sind. Das zu dieser Operation taugliche Instrument ist ein über sechs Zoll langer Troikar, dessen Röhre nicht über eine Linie dick ist, und ausser seiner Mündung an der Spitze, in zwey Dritteln seiner Länge noch mit schmalen, ungefähr zwey Linien langen, in einer Schneckenlinie um das Röhrchen herumlaufenden Seitenöffnungen versehen ist. Die erste dieser Oeffnungen muß zwey Linien vom Ende, die übrigen in einer drey bis vier Linien grossen Entfernung von einander angebracht seyn.

(Der Beschlufs folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 61.

Dienstag den 30. Juli.

1816.

Heilkunde.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Fünfundzwanzigster Band. Oder: *Neue Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte.* Erster Band. Erstes Stück. S. 186. Zweytes Stück. S. 187 bis 372. Drittes Stück. S. 373 bis 558. Leipzig im Verlage der Dyck'schen Buchhandlung 1815. in 8.

(Beschluss.)

Der Mittelpunkt einer vom vordern Ende der zweyten falschen, linken Rippe nach dem vordern, obern Darmbeinstachel der nählichen Seite gezogenen Linie ist der Ort des Einstiches, das Instrument wird vier bis fünf Zoll tief, horizontal eingestossen. Der sehr aufgetriebene Grimmdarm wird auf diese Art durchbohrt, und das Gekrös nicht verletzt. Die gemachte Wunde soll unbedeutend, und bey dem Zusammenfallen des Darms kaum bemerkbar seyn. Das Verhalten nach der Operation besteht darin, daß der Kranke seinen großen Durst nur nach und nach stille; eine strenge Diät durch mehrere Tage beobachte, und bloß von Zeit zu Zeit einige Löffel mit Eis abgekühlter Brühe genieße. Erfolgen Stuhlaussäuerungen nicht von selbst, so müssen sie durch purgirende Klystiere hervorgebracht werden. Da man in verzweifelten Fällen das äusserste Mittel versuchen muß, und *Rec.* von der Wahrheit des Satzes: *melius anceps remedium quam nullum*, vollkommen überzeugt ist; so stimmt er auch ganz dem Vorschlage des Verf. bey.

VI. *Matth. Baillie über ein starkes Klopfen der großen Schlagadern in der Oberbauchgegend.* (Entlehnt aus: *Medical Transact. publish. by the College of physicians in London.* Vol. IV. London. 1813. 8. S. 271). (S. 157—162). Auf viele Erfahrungen gestützt behauptet der Verf., daß Siebentes Heft.

dieses vermehrte Klopfen der großen Schlagader in der Oberbauchgegend sehr selten von einem krankhaften Zustande dieses Gefäßes selbst, oder seiner größern Aeste in benannter Gegend herrühren, und daß es meistens von geringer Bedeutung sey. Die Ursachen dieses verstärkten Klopfens sind sehr schwer anzugeben, meistens ist es mit einer unvollkommenen Verdauung und einer reizbaren Constitution verbunden. Nur wenn eine runde, umschriebene Geschwulst unter den, an die Oberbauchgegend gehaltenen Fingern klopft, so ist wahrscheinlich ein Aneurysma in der großen oder in der Bauchschlagader vorhanden. Der Verf. kennt kein Heilmittel dagegen.

VII. *Johann Latham's Bemerkungen über einige Symptome, welche gewöhnlich, aber nicht allezeit die Brustbräune bezeichnen.* (Ebendas. S. 278 u. s. f.). (S. 162—173.). Der Verf. bemühet sich darzuthun, daß einige Zufälle, welche mit denen der Bräune (*Angina pectoris*) Aehnlichkeit hatten und Leiden der Brust anzudeuten schienen, von einer im Unterleibe haftenden Krankheit herrührten. Er glaubt daß diese falsche Bräune (wie er sie nennt), wenn sie vernachlässiget wird, in die wahre Brustbräune übergehen kann, weil Vergrößerungen der Baueingeweide durch den anhaltend gestörten Blutumlauf in den Lungen, Krankheiten in diesem Organe und in dem Herzen hervorzubringen im Stande sind. Bloß bey den Krankheiten der Baueingeweide ist noch radicale Hülfe möglich, sitzt das Uebel aber in der Brust, so kann der Arzt nur lindern, in einem solchen Falle werden die Scilla, das Ammoniakgummi, der stinkende Asand, Kampher, Aether, Schierling, der Fingerhut und der Mohnsaft empfohlen. Zur Bestätigung des Vorgetragenen werden zwey Fälle mitgetheilt.

VIII. *D. Richard Powell's Beobachtungen über den innern Gebrauch des salpetersauern Silbers in gewissen krampfhaften Krankheiten.* (Ebendas. S. 85—102). (S. 173—186). Der Verf. empfiehlt dieses Mittel vorzüglich gegen den Veitstanz, und führt mehrere Fälle an, wo er es mit glücklichem

Erfolge in nicht geringen Gaben gebrauchte. Er gab es vorzüglich in dem Wasser der mentha viridis aufgelöst, von einem halben bis zu vier Gran alle vier, sechs Stunden, beobachtete aber nie die von den ältern Aerzten diesem Mittel beygelegten Stuhl und Harn befördernden Kräfte. Bey nervösen und hysterischen Zufällen soll es selbst in der geringen Gabe von einem halben Grane nicht gut vertragen werden.

Das zweyte Stück liefert folgende neue Abhandlungen.

I. *Alexander Monro d. j. von den Wirkungen des Arseniks, des Mohnsafts und der verstärkten Mineral Säuren auf den thierischen Körper.* (Aus Alex. Monro's d. j. the morbid anatomy of the human gullet, stomach and intestines. Edinburgh, 1813. 8). (S. 187—215.) Der Verf. stellte, um uns mit den Wirkungen des metallischen Arseniks und des künstlichen Schwefelarseniks bekannt zu machen, einige Versuche damit bey Hunden an. Um die schnelle Oxydation des metallischen Arseniks zu verhüten, bediente er sich größerer Stücke, pulverte sie schnell und vermischte sie unmittelbar nachher mit Enzianextract. Diese Mischung, frisch bereitet, wurde den Thieren gegeben. Zwey bis sechs Gran bewirkten bey Hunden blofs vermehrte Harnabsonderung, und eine leichte Ausleerung einer schieferfarbenen Materie durch den Stuhl, und selbst auch durch Erbrechen. Zehn Gran wirkten heftiger, allein nach drey Tagen befand sich der Hund wohl. Das schwarze, blofs durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft hervorgebrachte Arsenikoxyd wirkt in sehr geringen Gaben als ein ausserordentliches Gift. Zwey Gran tödteten unter Erbrechen, Diarrhöe, Zittern und krampfhaften Zusammenziehungen der Extremitäten einen Hund in fünf Stunden. In größeren Mengen genommen bewirkt es die heftigste Entzündung der Speiseröhre und des Magens, worauf der heisse Brand folgt, welcher alle Häute des Magens ergreift. Auf ähnliche Art und gleichfalls in geringerer Gabe wirkt das weisse Arsenikoxyd. Selbst von aussen bey Krebsgeschwüren angewendet macht es zuweilen üble Wirkungen. Sechs, zwölf, und selbst achtzehn Gran künstlicher Schwefelarsenik waren nicht im Stande einen Hund zu tödten, und brachten nur Erbrechen, vermehrte Stuhl- und Harnausleerungen hervor. Der Vater des Verf., gestützt auf zahlreiche Versuche, nimmt an, daß der Mohnsaft nicht blofs auf die Nerven, sondern auch eingesogen werde, und, wenn er dann mit dem Blute vermischt worden sey, vermöge seiner relativen Kräfte auf die Herznerven, die Blutgefäße und das ganze Nervensystem, tödtliche

Wirkungen hervorbringe. Brechmittel sind bey Opiumvergiftungen eben so wie bey den Arsenikvergiftungen die vorzüglichsten Mittel. Ein Scrupel, ja eine halbe Drachme schwefelsaurer Zink wirkt am sichersten und schnellsten. Der Verf. empfiehlt hier ein Instrument, um Flüssigkeiten in den Magen spritzen, und sodann mit dem Eingespritzten die schon im Magen befindlich gewesene Flüssigkeit auszuleeren; welches in einem Falle, wo die Erregbarkeit des Magens schon zu viel gesunken ist, als daß Erbrechen erregt werden könne, anzuwenden wäre. Bey der Trommelsucht könnte es auch vielleicht nützlich seyn, wenigstens hat es sich bey Hornvieh und bey Schaafen in dieser Krankheit wirksam gezeigt. Bey einem anhaltenden Speiseröhrenkrampfe wurde einem zwanzigjährigen Mädchen, indem ihr mittelst dieses Instruments Speisen eingefloßt wurden, das Leben durch zwey Jahre und acht Monate erhalten. Nicht weniger dienlich kann es bey Verengerungen der Speiseröhre seyn. Von der Wirkung reiner Mineral Säuren wird nichts Besonderes mitgetheilt.

II. *Jakob Russel's glückliche Behandlung eines Rheumatismus des Herzens.* (Aus: The Edinb. med. and surgic. Journ. 1814. Jan. p. 18—21). (S. 216—222.) Bey einem zwey und zwanzigjährigen Fuhrmanne trat eine heftige rheumatische Entzündung in den Knöcheln der Füße jähling zurück, darauf entstand eine Herzentzündung, deren Heilung durch kräftige, oft wiederholte Aderlässe, und den häufigen Gebrauch von der Tinctur des rothen Fingerhutes glücklich zu Stande gebracht wurde.

III. *Johann Scherwen's Bemerkungen über die Vortheile, welche ein künstliches Hervorbringen des Scorbut's in einigen Fällen gewähren kann.* (Ebendas. S. 44—50). (S. 222—235.) Der Verf. will sich dieses Mittels bedienen, um Concremente von gerinnbarer Lymphe im Körper, besonders aber im Herzen, dadurch aufzulösen. Da er aber blofs analogisch schließt, keineswegs aber eigene Erfahrungen darüber angibt; so muß wohl dieses künstliche Hervorbringen des Scorbut's zu diesem Endzwecke, noch einer strengeren Prüfung unterworfen werden.

IV. *D. Will. Harty über den Gebrauch abführender Arzneyen in Fleckfiebern.* (Ebendas. April 1813). (S. 235—243.) In der von Willan beschriebenen Purpura haemorrhagica leisteten dem Verf. die von Willan (nicht unbedingt) gerühmten stärkenden Mittel nichts; hingegen wandte er Abführmittel und zwar Calomel mit Vortheil an. In zehn Fällen von dem einfachen Fleckfieber wurden die Kranken mit der nämlichen Methode geheilt.

V. *Eduard Percival über den innern Gebrauch des Terpentinhöls in der Fallsucht.* (Ebendas. Vol. IX. 1813. p. 271—276). (S. 243—261.) Bey drey Kranken bediente sich Hr. *Percival* dieses Mittels; er bewirkte zwar zeitweilige Erleichterung, jedoch keine radicale Heilung. Er gab binnen 24 Stunden zwey bis vier Quentchen Terpentinhöl in einer Pinte Münzenwasser, beobachtete aber von dieser (wohl ziemlich) starken Gabe weder eine üble Wirkung auf die Harnwege, noch auf den Magen und Darmkanal; bloß die Menstruation wurde dadurch befördert. Dr. *Latham* in London machte schon früher auf den Gebrauch des Terpentinhöls in der Fallsucht aufmerksam.

VI. *Zwey Fälle der zuckerartigen Harnruhr, mit Mohnsoft behandelt von Pelham Warren.* (Sich. Medical Transact. publish. by the Coll. of phys. in Lond. Tom. IV. 1813. p. 188—225). (S. 262—285.) Rec. zweifelt, ob im ersten Falle dem Opium allein die Heilung der Krankheit zugeschrieben werden könne, da doch im Anfange zugleich mit dem Mohnsaft die Ipekakuanha, später das Kinogummi, dann selbst auch die Magnesie und die China nebst der anpassenden animalischen Diät zu Hülfe gezogen wurden. In dem zweyten Falle ist bemerkenswerth, daß die Gabe des Opiums bis zu zehn Gran viermahl im Tage gegeben gesteigert wurde, und darauf bloß Schwindel und Schläfrigkeit erfolgte, ja sogar der Stuhl bey dieser großen Gabe nie verstopft war. Auf die größern Gaben des Mohnsaftes verlor sich bey beyden Kranken die Süßigkeit im Harne, und stellte sich wieder ein, sobald die Gaben verringert wurden. Bey dem zweyten Kranken, welcher einige Zeit nach gehobener Harnruhr, an der Lungenschwindsucht, woran er schon während jener Krankheit litt, gestorben war, fand man die Nieren und Nebennieren von einem ungewöhnlich festen, fast knorpeligen Baue.

VII. *Alphabetisches Verzeichniß der indischen Medicinalpflanzen und Drogen von Dr. Johann Flomming.* (Sich. Asiatick researches. Vol. IX. p. 153—196). (S. 286—336.) Rec. kann sich hier nur auf die Aufzählung dieser indischen Arzneymittel beschränken, und daher nichts von den beygefügtten Anmerkungen mittheilen. 1. *Medicinalpflanzen.* Abrus precatorius; Acacia arabica; Acacia catechu; Acorus calamus; Allium sativum Aloë perfoliata; Alpinia cardamomum; Amomum Zingiber; Andropogon schoenanthus (Juncus odoratus); Anethum Sowa; Anethum panmorium; Apium involucreatum; Aristolochia indica; Artemisia vulgaris; Asclepias asthmatica; Boswellia thurifera; Caesalpinia Bonducella; Cannabis sativa; Capsicum frutescens; Capsicum annuum; Ca-

rica Papaya; Cassia fistula; Cassia alata; Cedrela Tuna; Citrus aurantium; Citrus medica; Cordia myxa; Coriandrum sativum; Croton Tiglium; Cucumis colocynthis; Cuminum cyminum; Curcuma longa; Curcuma zedoaria oder Kaempferia rotunda; Datura Metel; Daucus carota; Dolichos pruriens; Echytes antidysenterica; Eupatorium ayapana; Gentiana chirayita; Glycyrrhiza glabra; Hyperanthera Morungo; Jatropa Curcas; Justicia paniculata; Laurus cinnamomum; Laurus cassia; Ligusticum ayawain; Linum usitatissimum; Melia azadirachta; Melia sempervirens; Menispermum cordifolium; Menispermum verrucosum; Mentha viridis; Mirabilis Jalapa; Nicotiana tabacum; Nigella indica; Ocimum pilosum; Phyllanthus emblica; Papaver somniferum; Piper nigrum; Piper longum; Plantago Ispagol; Plumbago zeylanica; Plumbago rosea; Pterocarpus santalinus; Punica granatum; Ricinus communis; Rubia Manjih; Ruta graveolens; Sida cordifolia; Sida rhombifolia; Sida rhomboidea; Strychnos nuxvomica; Strychnos potatorum; Sinapis dichotoma; Sinapis ramosa; Swietenia febrifuga; Syrium myrtifolium (Santalum album); Tamarindus indica; Terminalia Belerica; Terminalia Chebula; Terminalia citrina; Trigonella foenu graecum; Valeriana Jatamansi; Vitex Negundo.

2. *Medicinische Drogen.* a) Aus dem Pflanzenreiche. (Alle Pflanzen, welche folgende Stoffe liefern, sind nicht in Indien einheimisch). Asa foetida; Benzoë; Cajeputi oleum; Camphora; Chinae radix; Gewürznelken; Columbowurzel; Cubeben; Galläpfel; Gambie; Gummigutt; Manna; Muscatennuß und Muscatenblüthe; Myrrhe; Rhabarber; Sago; Salep; Scammonium; Senneblät-ter. b) Aus dem Mineralreiche. α. *Metalle;* Bley (weißes, rothes, halbverglastes Bleyoxyd); Eisen; (kohlen-saures Eisen und Eisenvitriol); Kupfer; (Grünspan; Kupfervitriol); Zinn; Spießglanz; (roher Spießglanz); Arsenik (weißes, gelbes, rothes); Quecksilber (rothes und kochsalzsaures). β. *Salze.* Salpeter; Schwefelsaure; Glaubersalz; Alaun; unreine kohlen-saure Sode; Salmiak; Kochsalz; unreiner Sodaborax. γ) *Entzündliche Körper.* Schwefel; Bergöhl; Bernstein. 3. Aus dem Thierreiche: Moschus; Ambra; Honig; Wachs; Milch; Blutigel; Meloe Cichorei.

VIII. *Alex. Monro d. j. von der milchähnlichen Geschwulst der Schleinhäute.* (Aus dem von ihm verfaßten und weiter oben angeführten Werke). (S. 336—357.) Der Verf. gab dieser Geschwulst den Nahmen, weil sie an Farbe und Dichtigkeit der Milch vieler Fische gleicht. Diese Geschwulst hat Aehnlichkeit mit der von Monro's Vater unter der Benennung, *unregelmässige Geschwulst*, beschrieben, welche neulich *Burns* zu Glasgow

schwammartige Entzündung, und *Hey* zu Leeds Blutschwamm genannt hat; und mit der von *Baillie* unter dem Nahmen *Breyhoden* aufgezeichneten Krankheit der Hoden. Diese milchähnliche Geschwulst wird beträchtlich groß, füllt sogar das Eingeweide, in welchem sie sich bildet, aus, hat eine mit einer dünnern Haut überzogene, unregelmässige Oberfläche, auf welcher sich viele Blutgefäße befinden. Sie löset sich in Stücken auf, vermischt sich zum Theil mit Wasser, wobey dieses getrübt wird; mit Weingeist übergossen, wird sie etwas hart. An dem Organe, aus welchem sie entsteht, hängt sie nur locker, mittelst kleiner Fortsätze, welche sich in die widernatürlich verdickte, zellige Haut einfügen. Ist die Geschwulst losgetrennt, so sieht die sammtartige Haut des kranken Eingeweides einigermaßen einer Honigwabe ähnlich, und ist mit einigen, aus den zerrissenen Gefäßen hervorkommenden Blutstropfen besprengt. Das Eingeweide selbst verrieth Spuren einer Entzündung; die in der Nähe befindlichen Lymphdrüsen sind gröfser, und mit der nähmlichen milchähnlichen Materie durchdrungen. Der Theil selbst ist misfärbig, und verbreitet einen solchen Gestank, als wenn er mehrere Tage der Luft ausgesetzt gewesen wäre. Diese Geschwulst wird nur an Schleimhäuten gefunden. Die mit dieser Krankheit verbundenen Zufälle sind nicht charakteristisch, und hängen mehr von dem kranken Organe und dessen Lage ab. Arzneymittel helfen fast nichts, und Auszehrung ist gewöhnlich das Ende, wenn nicht früher die Geschwulst durch ihre Lage und Gröfse tödtet. Zwey merkwürdige Fälle von solchen Geschwulsten, deren eine den Magen, die andere die Schleimhaut des Schlundes, Rachens und Gaumens einnahm, werden am Schlusse mitgetheilt.

IX. Ebenderselbe von den Polypen. (Ebendasselbst). (S. 358—372.) Der Verf. nimmt *drey Arten* der Polypen an. Die *erste* ist eine begränzte, zusammendrückbare, und bewegliche Geschwulst, ist rund oder eysförmig, grau oder lichtbraun, halbdurchsichtig, oberflächlich mit vielen Blutgefäßen versehen, weich und leicht zerreibbar, bisweilen solid, bisweilen hohl, und mit einem zähen Schleime angefüllt, sie schrumpft bey trockenem Wetter ein, schwillt beym feuchten wieder an, sitzt gewöhnlich an den schwammigen Nasenbeinen, oder in der Mutterscheide; entzündet sich oft theilweise, adhärirt dann manchmahl an den Wänden der Höhle; und ardet sehr leicht in Krebs aus. Die *zweyte Art* ist gemeinlich eine kleine umgränzte Geschwulst von bald schmaler, bald breiter Grundfläche,

eyrund oder birnförmig, von rother oder dunkler Purpurfarbe, völlig undurchsichtig, fleischig, hart, unbeweglich, dem Wechsel der Witterung nicht unterliegend. Sie bleibt bisweilen lang in einerley Zustande, vergrößert sich aber dann schnell, wird schmerzhaft und bey der Berührung leicht blutend. Diese Art wächst oft in dem hintern Theil der Nase, im Schlunde, Speiseröhre, Magen, in den Gedärmen, und im Fruchthälter. Bey Reitzung dieser Geschwulst erfolgen zuweilen erschöpfende Blutausleerungen. Die *dritte Art* gleicht in der Farbe dem geronnenen Blute, blutet auch bey dem leichtesten Berühren, und nimmt bey alten und schwachen Personen oft eine krebsartige Beschaffenheit an. Diese Geschwülste entstehen häufiger aus der Schleimhaut der Nase, des Schlundes und des Fruchthalters. Nun werden Beyspiele von Polypen im Schlunde, in der Speiseröhre, im Magen und im Darmkanale angeführt.

Im *dritten Stücke* befinden sich folgende *vier Abhandlungen*:

I. J. K. Farre über die Mißbildung des menschlichen Herzens, nebst einigen Bemerkungen über die Art den diagnostischen Theil der Arzneykunst zu vervollkommen. (Aus Pathological researches. Essay I. on Malformation of the human Heart. — by J. R. Farre, M. D. London 1814. 8vo.) (S. 373—477.) Um die Diagnostik der noch nicht ganz ausgemittelten Krankheiten zu vervollkommen, empfiehlt der Verf., womit gewifs jeder praktische Arzt einverstanden seyn wird, eine fleißige anatomische Untersuchung der an diesen Krankheiten Verstorbenen, und eine richtige Vergleichung des Befundes mit den Krankheitserscheinungen. Dadurch können wir am besten die dynamischen und organischen Krankheiten von einander unterscheiden, und zugleich den wahrscheinlichsten Grund kennen lernen, aus welchem die erstern in die letztern übergehen. Ferner wird auf diese Art die methodische Ordnung der Krankheiten sehr vereinfacht; die verschiedenen Perioden der Krankheit mit gröfserer Genauigkeit bestimmt, und die wesentlichen Zufälle derselben von den minder wesentlichen geschieden. Der Verf. theilt hier blofs die *ursprünglich üblen Bildungen des Herzens* mit, und verspricht in einer Fortsetzung dieser Abhandlung die *langsam erfolgenden Veränderungen im Baue des Herzens* auseinanderzusetzen. Da Rec. überzeugt ist, daß ein jeder, den Herzenskrankheiten interessiren, die Durchlesung dieser gehaltenen Abhandlung nicht vernachlässigen wird; so will er sich nur wegen Mangel an Raum mit der Aufzählung der hier angeführten Abnormitäten begnügen, und die weiter darüber zu machenden Bemerkungen dem Le-

ser selbst überlassen. Die ursprünglichen üblen Bildungen des Herzens zerfallen hinsichtlich der durch sie hervorgebrachten Störungen in der Ver- richtung dieses Organs in folgende 2 Abtheilun- gen:

I. Mißbildungen des Herzens und seiner Schlag- adern, wodurch schwarzes mit rothem Blute ver- mischt wird. 1. *Einfaches Herz, a.* Zwey Lungen- schlagadern aus der grossen Schlagader. *b.* Eine aus der Aorta entspringende Schlagader. *c.* Ver- änderte Lage des Herzens, wobey die Aorta und die Lungenschlagader aus einem gemeinschaftli- chen Stamm entstanden. 2. *Unvollkommenes dop- peltes Herz. a.* Unverschlossenes eyrundes Loch. *b.* Erweitertes eyrundes Loch oder unvollkomme- ne Scheidewand der Herzohren. *c.* Erweiterung des eyrunden Loches mit einem offenen arteriösen Gange. *d.* Verbindung der Mündung der Lungen- schlagader mit beyden Herzhöhlen. *e.* Erweite- tes eyrundes Loch, und zusammengezogene Mün- dung der Lungenschlagader. *f.* Erweitertes eyrun- des Loch mit einem offen gebliebenen arteriösen Canal und verschlossener Mündung der Lungen- schlagader. *g.* Durchbohrung der Scheidewand der Herzhöhlen. *h.* Mündung der Aorta, die aus beyden Herzhöhlen entsteht. *i.* Versetzung der Lage und der Entstehung von der Aorta und Lun- genschlagader.

Unter den *Zufällen*, welche diese ganze Clas- se von Mißbildungen begleiten, werden ange- führt. 1. Eine beständig anhaltende blaue Far- be der Haut. 2. Kälte der Haut. 3. Anfälle eines unregelmässigen Athemholens von Schreyen und Keuchen; ein Athemholen, das sehr geschwind und beständig schwer oder mühsam ist; die Em- pfindung einer Erstickung; Husten. 4. Herzklop- fen; starke Bewegung des Herzens; ein unregel- mässiger, geschwinder, schwacher, aussetzender Puls; wässrige Ergiefsungen in die Höhlungen und des Zellengewebes, Blutungen aus der Nase, dem Zahnfleische, den Lungen u. s. w. 5. Un- thätigkeit und Trägheit des Gehirns, epileptische Anfälle, Schlagflüsse, Lähmung, Ohnmachten; 6. Mangel der Ernährung. Der Verf. macht hier ferner auf zwey noch nicht bestimmte Umstände aufmerksam, welche durch Beobachtungen zu er- hellen er die Aerzte ersucht. Diese sind: eine genaue Bestimmung der innerlichen und äusserli- chen Temperatur solcher Kranken durch das Ther- mometer; und Bestimmung der durch das Athem- holen solcher Personen während einer festgesetz- ten Zeit erzeugten Menge kohlensauren Gases. Dann werden einige dem Verf. eingesandte Be- merkungen über den Wärmegrad solcher Perso- nen, bey denen das Herz eine widernatürliche Bildung hatte, mitgetheilt.

II. Mißbildungen des Herzens und seiner Schlag- adern, die bloß den Umlauf des Blutes verhindern. *a.* Zusammenziehung der Mündung der linken Herzhöhle und Steifigkeit der müthenförmigen Klappe der linken Herzhöhle. *b.* Verengerung der Mündung der Aorta, die davon herrührt, daß sie statt der (drey) halbmondförmigen Klappen nur zwey hat.

Der Verf. macht am Schlusse folgende zwey Fragen: Gibt es ein anderes Werkzeug, durch welches die unvollkommenen Veränderungen, die das (ein solches) Athemholen bewirkt, auf eine gewisse Art ersetzt werden können? Und kann man in dergleichen Fällen den Einfluß des röthen Blutes auf das System der grossen Schlagader durch irgend ein Mittel begünstigen? Er glaubt, daß die Haut dieses Werkzeug sey, weil warme Bedeckungen, warme Bäder und warmes Clima so vortheilhaft auf solche Kranke einwirken. Was die zweyte Frage anbelangt, so empfiehlt dersel- be eine dem Kranken zweckmässige Lage, und die gehörige Berücksichtigung des Darmcanals, damit nähmlich kein Mangel, oder ein allzustar- ker Abgang der Darmausleerungen entstehe.

II. Beobachtung (en) von Entzündung und Auf- schwellung des Kehdeckels, von Eberhard Home. (Aus *Transact. of a Soc. for the improv. of med. and chir. knowledge*, Tom. III. Lond. 1812. p. 268—274). (S. 478—493.) Hr. Home macht uns hier mit drey von ihm gemachten Beobachtungen hin- sichtlich dieser Krankheit bekannt. Bey dem er- sten und dritten Kranken war die Entzündung des Kehdeckels von Erkältung entstanden, bey dem zweyten wird keine Ursache angegeben, bey dem zweyten hob sich die Krankheit gänzlich, bey dem dritten blieb auf immer eine Geschwulst des Kehdeckels zurück. Beygefügt sind noch hier drey andere von M. *Baillie* gemachte Beobach- tungen einer sich in kurzer Zeit mit dem Tode endenden Entzündung der innern Haut der Luft- röhre und ihres Kopfes. In allen drey Fällen war die Krankheit in vier bis sechs Tagen tödt- lich. Kräftige Anwendung der antiphlogistischen Methode war unzulänglich. Bey dem dritten Kran- ken verschaffte eine ziemlich starke Gabe *Lauda- num* etwas Linderung. Hr. *Baillie* rathet daher unter solchen Umständen an, bey dem ersten Eintrit- te Blut bis zur Ermattung (?) zu lassen; um den Krampf der Glottis zu heben, Opiate, und ent- steht binnen dreysig Stunden keine Linderung: so schlägt er die Bronchotomie vor am obern Theile der Trachea, gerade unter der Schild- drüse.

III. Patrick Macgregor, Esq. Wundarzt am königl. Militär-Asylum und assistir. Wundarzt am Lock-Hospitale, über eine im Jahr 1804 im Mi-

Militär-Asylum herrschende Augenentzündung. (Aus den Transact. of a Society for the improvem. of med. and chir. knowledge. Vol. III. Lond. 1812. 8. p. 30. ss.) (S. 494—525.) Der Verf. glaubt, daß diese Augenentzündung, durch die englischen Truppen, welche in Aegypten waren, und von der dort herrschenden, so verheerenden Augenentzündung ergriffen wurden, nach England selbst übertragen, und so auch auf die, in dem Militär-Asylum befindlichen Kinder, verpflanzt worden sey. Er beweiset hier die von mehreren andern Schriftstellern bestrittene Meinung, daß diese Augenentzündung anstecken könne, glaubt aber jedoch, daß sie diese nur in ihrem acuten, nicht so in ihrem chronischen Verlaufe im Stande sey. Die Augenentzündung wurde von folgenden Zufällen begleitet: des Abends wurde zuerst ein beträchtliches Jucken wahrgenommen, worauf ein Stechen in beyden Augenliedern folgte, welches die Kranken vorzüglich, wenn sie früh aufwachten, beschwerte. Die Augenlieder schienen äußerlich dicker, als gewöhnlich, und ihre innere Oberfläche war entzündet. Die Talgdrüsen, des Augenliederrandes waren bedeutend vergrößert, und hatten eine röthere Farbe, als im natürlichen Zustande. Die Thränenkarunkel hatte ein ähnliches Ansehen. Nach vier und zwanzig Stunden zeigte sich ein klebriger, schleimiger Ausfluß aus der innern Fläche der Augenlieder. Dieser Schleim sammelte sich im innern Augenwinkel, und floss dann über die Wange. Die Verbindungshaut des Augapfels war dick, aufgetrieben, strotzend vom Blute, und bildete um die Hornhaut einen erhabenen Rand. Zuweilen war um das Auge ein entzündeter Hof zu bemerken. Bey starkem Ausflusse konnte der Kranke, wegen größerer Geschwulst der Augenlieder, dieselben durch einige Tage nicht öffnen. Der Ausfluß machte oft die Wangen wund. Das Licht verursachte Schmerzen; war aber das Aug von diesem geschützt, und in der Ruhe, so hatte man selten über vielen Schmerz zu klagen. Diese Zufälle verloren sich manchmahl, ohne große Beyhülfe der Kunst, nach zwölf, vierzehn Tagen, jedoch blieb das Auge noch länger in einem gereizten Zustande. Bey andern Kranken dauerte die Krankheit längere Zeit, und verursachte Verschwärung an der innern Fläche, der Augenlieder und am Augapfel. In einigen wenigen Fällen entstand eine Eitergeschwulst im Augapfel selbst. Das Fieber stellte sich erst zwey, drey Tage nach dem Beginnen der Entzündung ein, und stand mit ihr im Verhältniß. Bloß ein stärkerer Grad von Fieber erforderte allgemeine Mittel, sonst wurden nur örtliche Mittel, mit einer strengen Diät in Verbindung, angewendet,

Blutigel wurden reichlich und wiederholt nahe an dem Auge angelegt. Zeigte sich ein entzündeter Hof, und wurden in selbem die Blutigel gesetzt; so eiterten die Wunden ohne Ausnahme. In diesem Falle war eine schwache Abkochung von Mohnhäuptern mit etwas Branntwein zur Beseitigung der Hautentzündung dienlich. Eine schwache Auflösung von Bleyzucker und schwefelsaurem Zink an das Auge gebracht, wirkte meistens gut. Die weinige Mohnsafttinctur wurde häufig ohne Erfolg angewendet. Am nützlichsten wurde die gelbe, nach dem Londner Arzneibuche zubereitete, Salbe befunden, zuerst wurde sie mit doppelt so vielem Fette versetzt, dann aber rein gebraucht. Der rothe Quecksilberpräcipitat, fein gepulverter Grünspan, und eine geheime unter dem Nahmen goldne Salbe bekannte Arzneey wirkten manchmahl vortheilhaft.

Zusatz zu den vorhergehenden Bemerkungen über die eiternde Augenentzündung, von dem nähmlichen Verfasser. (Am angef. Orte, S. 45—64). Diese Augenentzündung richtete unter dem brittischen Militär sehr vielen Schaden an, sie glich einer venerischen Gonorrhöe (Ophthalmoblennorrhöe soll es wohl heißen?). Die Zeit, welche der Krankheitsstoff brauchte, um in einem fremden Auge seine ersten Wirkungen zu zeigen, war sehr kurz, und beschränkte sich auf fünf, sieben bis zwölf Stunden. Bey kaltem Wetter war die Ansteckung nicht so häufig; rothhaarige und scrophulöse Individuen litten heftiger, häufiger ward das rechte Auge ergriffen. Bey weiblichen Kranken vermehrten sich die Zufälle einige Tage vor dem Erscheinen der monatlichen Periode, und nahmen nach dem Ausbruche beständig sehr schnell ab. Masern, Kuhpocken und die Bräune wurden durch diese Krankheit in ihrem regelmässigen Gange nicht gestört. Was die Behandlung anbelangt, so werden nochmahls die Blutigel angerühmt, dann Blasenpflaster hinter den Ohren, im Nacken, zwischen den Schultern empfohlen, warme Umschläge im ersten Zeitraume der eitrigen Augenentzündung zugelassen. Wächst die Entzündung, klagt der Kranke über Völle und Spannung des Augapfels mit stechenden Schmerzen in der Schlafgegend und unter dem Augenbraune der leidenden Seite, zeigt sich eine Verschwärung an der Hornhaut, und ist die Hornhaut sehr ausgedehnt, so muß ohne Verzug durch einen in den äußern Rand, mittelst des Wardroppe'schen Hornhautmessers, oder nach Ware's Rath einer hohlen Staarnadel gemachten Einstich, die wässrige Feuchtigkeit entleert werden. Der Verf. machte diese Operation zweyundzwanzig Mahl mit sehr glücklichem Erfolge. Hat die Heftigkeit

der Entzündung nachgelassen, so werden zusammenziehende und gelind reizende Mittel angewendet. Das kamphorirte Wasser von *Bates*, mit vier bis sechs Mahl so viel destillirtem Wasser verdünnt, bewies sich kräftig. Vorzüglich wirksam aber war eine Auflösung von salpetersaurem Silber; sie hob Verdunklungen der Hornhaut, und andere Folgen der Augenentzündung; verbesserte und verminderte die Absonderung der eiterartigen Flüssigkeit, und stellte den Ton der erschlafften Gefäße der Verbindungshaut des Augapfels und der Augenlieder wieder her. Der Verf. löste einen Gran salpetersaures Silber in einer Unze destillirtem Wasser auf, und setzte die Auflösung in einem Fläschgen mit eingeriebem Stöpsel an einen dunkeln Ort. Wenige Tropfen davon wurden Morgens und Abends an das Auge gebracht, Warmes Seewasser wurde auch in Beseitigung der Rückbleibsel der Entzündung nützlich befunden. Die Aegyptier, welche so viel von dieser Augenentzündung leiden, wäschen ihre mit dieser Krankheit behafteten Augen mit ihrem eigenen, noch warmen Harne.

IV. *Eberh. Home's Beobachtungen über die biswillige Verbreitung der Entzündung von der harten Hirnhaut bis zum Beinhäutchen des Hirnschädels.* (Ebendas, S. 122—157). (S. 526—558.) Zum Belege, daß sich die Entzündung der harten Hirnhaut auf das Beinhäutchen des Schädels verbreiten könne, erzählt der Verf. acht ähnliche Krankheitsfälle, und leitet aus ihnen am Ende folgende Schlüsse: 1. Die harte Hirnhaut kann von örtlichen Entzündungen ergriffen werden, und zwar kann das Quecksilber eine Anlage zu solchen Beschwerden begründen, weil in den mehresten der angeführten Fälle die Kranken eine beträchtliche Menge davon gebraucht hatten. Rec. kann sich der Bemerkung nicht enthalten, daß die englischen Aerzte wahrhaft zu freygebig mit einem solchen heroischen Mittel sind. 2. Weil das Gehirnleiden früher zugegen ist, als die äußere Geschwulst in der Schädelbeinhaut, so ist die harte Hirnhaut der zuerst ergriffene Theil. In diesen Fällen findet eine verstärkte Gemeinschaft zwischen den Gefäßen beyder Theile Statt. 3) Aus diesem Grunde wird der Hirnschädel an dieser Stelle ungemein gefäßreich, und stirbt bey Lostrennung des Beinhäutchens nicht so bald ab. 4) Die von dieser Krankheit verursachten Zufälle sind jenen gleich, welche von Zusammendrückung des Gehirns entstehen. 5) Diese Zufälle können, in dem frühern Zeitraume, durch einen Einschnitt in die Geschwulst bis auf den Hirnschädel erleichtert werden, weil dadurch die Spannung entfernt wird. 6) Weil der Schmerz und die Ge-

schwulst in dem Mittelfusse bey zweyen, und des Armes bey einem dritten dieser Kranken immer auf der der leidenden Stelle des Kopfs entgegengesetzten Seite beobachtet wurden, und der Verf. in drey Fällen von Gehirnwassersucht Schmerz in den Füßen als Symptom bemerkt hat; so glaubt er, daß der Schmerz und die Geschwulst in den obigen Fällen Folgen des kranken Zustandes der harten Hirnhaut waren (?).

Papier und Lettern sind gut und übereinstimmend mit der Auflage der frühern Bände dieser Sammlung.

C—k.

Kleine Schriften.

I. *Versuch einer verbesserten Lese-Methode, oder die Kunst das Lesen ohne das Marter-ABC und sinnlose A, b, ab in kurzer Zeit zu lehren.* Eine Anleitung zum zweckmäßigen Gebrauche des vom Leichten zum Schweren fortschreitenden Kinderbuches von G. F. Neumann, Prediger zu Jädikendorf unweit Königsberg in der Neumark. Halle und Berlin. In Commission der Buchhandlungen des Hallischen Waisenhauses. 64 S.

II. *Neues vom Leichten zum Schweren fortschreitendes Kinderbuch zur ersten Uebung im Lesen und Denken nach dem Elementar-Unterricht, ohne das Marter-ABC und sinnlose A, b, ab mit Hilfe einer Lesemaschine, Wandfibel und Wandtafel.* Nach den besten Schriften dieser Art in einem zweckmäßigen Auszuge bearbeitet von G. F. Neumann, (wie oben). 2 Theile, 342 S.

Das unter No. I. vorliegende Werkchen ist ein *Methodenbüchlein*, in welchem der Verf. seine kürzere und zweckmäßigere Methode des Lesenlehrens zergliedert und rechtfertiget. Das Lesenlehren wird nämlich nicht wenig erleichtert, wenn man Kinder nicht durch das *Buchstabiren*, d. h. Hersagen der Buchstaben-Nahmen, die öfter von dem eigenthümlichen Lauten gar nichts bey sich führen, sondern durch das *Lautiren*, d. h. Aussprechen oder Angeben der eigenthümlichen Laute jedes Buchstabens, dazu anleitet. Ueber die Gebrechen jener Lehrart drückte sich schon im J. 1735 der *Nachsinner* also aus:

„Wenn man hoch lesen will, spricht man *Hah-O-Ceh-Hah*. Man tönt zwey Mahl *Hah*, und ist darin kein *Hah*. Klingt es nicht wunderlich, wenn man will *spielen* sagen? Und kommt mit *Eß-Peh-I-E-El-E-Enn* hervor? Ein solch gezognes Spiel

möcht' mich vom Lernen jagen. So kommt ja allzu schwer der rechte Zweck hervor."

Viele denkende Pädagogen erkannten das Unnatürliche und Zweckwidrige dieser Methode und machten auf das Bedürfnis einer Verbesserung derselben aufmerksam. Der im Schul- und Erziehungswesen grau gewordene *Campa* sagte zu seiner Zeit: „Ihr wundert Euch noch, daß es mit dem Lesenlernen der Kinder, bey allen den Verkehrtheiten, deren ihr euch dabey schuldig macht, so langsam und so schwer von Statten zu gehen pflegt? Ich meines Ortes habe mich umgekehrt oft darüber wundern müssen, daß es nicht noch langsamer, nicht noch schwerer dabey hergeht, indem man die schwachen jungen Seelen mit so vielfachen ungeheuern Schwierigkeiten überschüttet, daß ein Erwachsener dadurch abgeschreckt werden könnte!“ Diese und andre nachdrücklichen Bemerkungen fanden endlich Eingang und bestimmten denkende und jugendfreundliche Schulmänner, auf eine ernstliche Verbesserung des Lesenlehrens nachzusinnen. Man entdeckte bald, daß die Hauptschwierigkeit darin liegt, daß der *Nahme* der Buchstaben mit ihrem *Laut* in der Aussprache nicht übereinstimmt. Indem man die Aufmerksamkeit auf den *Laut* als das Wesentliche richtete, und den *Namen* des Buchstabens als das *Zufällige* und *Willkührliche* betrachtete, kann man auf die *Lautmethode*, welche das Lesenlernen so vereinfacht und erleichtert, daß Kinder in drey Monathen fertig lesen können, zugleich aber auch, was noch wichtiger ist, die Selbstkraft der Kinder weckt, und zu einer reinen und richtigen Aussprache, so wie zu großer Fertigkeit und Richtigkeit im Schreiben führt: *Olivier* hat diese Methode mit aller *philosophischen* Genauigkeit behandelt; und *Stephani* ihre *praktische Anwendbarkeit* zur Vollkommenheit erhoben. S. *Fibel* für Kinder von edler Erziehung von D. und bayerischem Schulrathe (im Retzatkreise) *Stephani*. Erlangen bey Palm, und den bayerischen Schulfreund 2 B. S. 15. Referent kennt einen verdienstvollen Schulmann in Wien, der diese Methode noch mehr vervollkommenet hat. Dieser würdige Veteran im Schulwesen hat durch langes Nachdenken und Versuchen die Methode erfunden, mit Hülfe einiger viereckigen Stäbe, worauf die kleinen und großen deutschen und lateinischen Buchstaben als Grundlauter der Sprache in Druck und Schriftform aufgezo-gen sind, sowohl Druck als Schrift in deutscher und lateinischer Sprache le-

sen zu lehren; und diese sinnreiche Methode bey mehreren sechsjährigen Kindern mit so außerordentlichem Erfolge versucht, daß sie in drey bis vier Monathen deutschen und lateinischen Druck, wie auch deutsche Schrift nicht nur vollkommen *lesen* lernten, sondern mit ihren Stäben selbst ganze Sätze *orthographisch* zusammensetzen, also im Grunde *schreiben* konnten.

Aller dieser verdienstvollen Bemühungen einzelner Männer ungeachtet bleibt die große Mehrzahl der Volksschullehrer doch noch bey der alten Buchstabil-Methode stehen, welche nicht nur für Kinder, sondern auch für die Lehrer eben so martervoll als langweilig und geisttödtend ist. Erfreulich ist es daher, hie und da würdige Schulvorsteher zu treffen, welche mit Ernst und Thätigkeit die bessere Methode zu verbreiten und gleichsam ins Leben einzuführen streben. Unter die Zahl dieser auserwählten Jugendfreunde gehört der Verf. vorliegender Schriften, welcher in der *Neumark* schon viele Volksschullehrer gebildet hat, und auch durch seine Schriften darauf hinarbeitet, eine zweckmässigere Lesemethode in allgemeinen Umlauf zu bringen, und dem *Leyer-Sing-sang* des von ihm mit gerechtem Unwillen sogenannte *Marter ABC* aus den Elementarschulen auszurotten. Die unter No. I. vorliegende Schrift enthält eine *theoretische* und *praktische* Anleitung für den Lehrer, welche wie er versichert, durchaus auf Selbsterfahrung gegründet ist, und wie wir dafür halten, von jedem Elementarlehrer mit Vortheil benützt werden wird.

Das unter No. II. angezeigte Kinderbuch ist zum Behufe der Lautmethode sehr brauchbar eingerichtet, und enthält wirklich, wie der Titel verspricht, eine wohlabgemessene Stufenfolge vom Leichten zum Schweren. Auch die Lesematerialien sind recht verständig ausgewählt, und berücksichtigen außer dem Lesenlernen, zugleich manche andre nützliche Uebungen, als im Zahlen und Kopfrechnen, in Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, im Vergleichen und Unterscheiden, im Auflösen von Charaden und Räthseln, in Entwicklung sittlicher Begriffe durch Denksprüche, moralische Erzählungen und Gespräche u. s. w. Da jedoch am Ende der *Lutherische* Katechismus angehängt ist, so scheint der Verfasser sein Buch ausschließend für protestantische Schüler und Lehrer bestimmt zu haben.